

PHILIPP
SCHWENKE



DAS
FLIMMERN
DER WAHRHEIT
ÜBER DER
WÜSTE

ROMAN

*Kiepenheuer
& Witsch*



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2020

© 2018, 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung Barbara Thoben, Köln

Covermotiv © Rüdiger Trebels unter Verwendung von

© Coconut Palm, 1833–39 (coloured engraving),

French School, (19th century) / Private Collection /

© Purix Verlag Volker Christen / Bridgeman Images

Karte Markus Weber / Guter Punkt, München

Gesetzt aus der Albertina

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck & Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05420-0

12. Februar 1862



Chemnitz,
Königreich Sachsen,
Deutscher Bund

Der Angeklagte musste sich erheben. Auch Wachtmeister Uhlig, der sich trotz seines überaus breiten Mundes bei der Zeugenvernehmung bislang als wenig redselig erwiesen hatte, stand für seine Antwort auf. Er ging durch das Verhandlungszimmer, und zwischen dem Tisch des Richters und jenem für den Zeugen knarzte laut eine Diele, als er darauftrat. Vor dem Angeklagten blieb Uhlig stehen und deutete mit zackig ausgestrecktem Arm auf dessen Hosenstall.

»Dort«, sagte er.

Dann setzte er sich wieder, um weitere Fragen abzuwarten.

Durch die eisumkränzten Fenster fiel frostige Sonne in das Gericht, und in einer Ecke des Zimmers hatte sich ein zu kleiner Ofen beim Kampf gegen die Kälte übernommen. Unter dem Richter seufzte das Polster seines Stuhles in die Stille, als er sich vorlehnte und mit klammen Fingern die letzte Antwort des Wachtmeisters in die Akte schrieb. Oben trug sie den Briefkopf des Gerichtsamtes Chemnitz, darunter gab sie Auskunft über den Angeklagten: Karl May, geboren am 25. Februar 1842 in Ernstthal, Lehrer an der Fabrik-schule von Altchemnitz.

Der Richter musterte ihn. In zerschlagenem Mantel stand dort ein Jüngling mit haflingerblondem Haar; ein harmlos wirkender Bursche, dem Kind gerade entwachsen. Aber solche waren ja oft die Schlimmsten. Keinesfalls durfte man sich täuschen lassen.

»Ein Vorsatz ist aus der ganzen Aussage des Wachtmeisters eindeutig herzuleiten«, sagte der Staatsanwalt.

Ernst schaute der Richter zu ihm hinüber, dann notierte er auch das.

Karl war verloren vor seinem Stuhl stehen geblieben und hoffte weiter, dass sich das Missverständnis, um das es sich hier doch offensichtlich handelte, rasch aufklären würde.

Der Richter wies ihn an, sich zu setzen.

Karl nahm wieder die Haltung ein, in der er der ersten Viertelstunde der Verhandlung gefolgt war: Eingefallen auf seinem Stuhl, die gefalteten Hände zwischen die Oberschenkel geklemmt, wippte er nervös mit dem Bein. Egal wo er hinschaute – nach rechts in Richtung des Wachtmeisters, links in die des Richters oder geradeaus, wo der Staatsanwalt saß –, immer strafte ihn der strenge Blick eines der drei Herren. Also starrte Karl auf die Tischplatte vor ihm, während das Schlottern seines Beines auch den Rest des Körpers antrieb. Bis zur Nasenspitze wackelte Karl, und genauso oft wie sein Knie wechselten auch seine Gedanken die Richtung: ein Missverständnis, dachte er zum hundertsten Male, nichts als ein leicht aufzuklärendes Missverständnis. Es sprach doch, dachte er, trotz allem vieles für ihn. Dass er, zum Beispiel ... – oder wussten sie von seiner Entlassung? Das konnten sie nicht wissen, dachte Karl, nein, es musste doch alles gut ausgehen, weil ... – oder es ging eben nicht gut aus. Konnte der Diebstahl der Kerzen gegen ihn verwendet werden? Wussten sie davon? Es war kaum möglich. Oder? Aber selbst wenn: Es blieb doch alles ein Missverständnis. Ein Missverständnis ohne böse Absicht, und diese hohen Herren würden den Irrtum doch sicher einsehen können, ganz bestimmt, oder jedenfalls durfte man es hoffen.

»Eindeutig spricht es für Vorsatz«, sagte der Richter und sah Karl streng an.

Oder man würde ihn ins Gefängnis werfen, dachte Karl. Wenn man es wirklich darauf anlegte, wäre es ein Leichtes, ihn ins Gefängnis zu werfen.

Auf dem Tisch des Staatsanwaltes lag die Taschenuhr als Beweis.
Karl rang mit sich.

Noch könnte er versuchen, sich zu retten, indem er die Frau des Wachtmeisters opferte.

Es war an diesem Tag keine drei Monate her, dass Karl seine zweite Stelle im sächsischen Schuldienst angetreten hatte. Im November hatte die Fabrikschule von Altchemnitz ihn aufgenommen, dort sollte er die Kinder unterrichten, die in der Baumwollspinnerei Julius Friedrich Claus und der Kammgarnspinnerei C. F. Solbrig arbeiteten. Die Arbeit war leicht, und nach dem unschönen Ende seines ersten Lehramtes musste der Dienst durchaus glücklich genannt werden. Täglich stellte sich der magere Karl also vor die Schüler, denen die Arbeit in der Textilfabrik die Hände schwarz und die Augen mit Entzündungen rot gefärbt hatte, und brachte ihnen Schreiben und Rechnen bei. Die Ältesten unter ihnen waren kaum fünf Jahre jünger als er, und so bemühte sich Karl, größer und erwachsener zu erscheinen, indem er seinen Rücken noch aufrechter spannte als gewöhnlich. Das jährliche Salär betrug 200 Taler, 25 mehr als auf seinem ersten Posten, und vielleicht war seine Entlassung also doch für etwas gut gewesen.

Auch für Logis hatte er nichts zu bezahlen. Eine der Dienstwohnungen auf dem Gelände der Kammgarnspinnerei war noch nicht vollständig belegt, dort konnte er einziehen. In der Küche standen ein Tisch und ein Ofen, in der Stube zwei Betten, und im zweiten davon schlief der Mann, der Karl vor Gericht bringen würde.

Bis zu Karls Einzug hatte Julius Herrman Scheunpflug jene Räume allein bewohnt. Er war ein überaus pingeliger Zimmergenosse, der die Scheiben abwog, die Karl vom gemeinsamen Brot schnitt, um am Ende der Woche genau abzurechnen. Scheunpflug stammte, wie er Karl nicht müde wurde zu erläutern, aus gutem Hause. Aufgrund einer glücklichen Erbschaft hatte er die meisten Jahre seines Lebens als Privatier verbracht, und lange war er einem geregelten Tagesablauf gefolgt, der aus Zeitungslektüre und Einladungen zu

Gesellschaften bestand. Bloß trieb ihn die Langeweile – die alle langweiligen Menschen stets am schnellsten befällt – schließlich zum Trinken, und das Trinken trieb ihn zum Kartenspiel, und das Spiel wiederum trieb ihn in den Bankrott. Mit 40 Jahren hatte er doch noch eine Arbeit annehmen müssen und übersah nun den Warenversand in der Kammgarnspinnerei. Das Quartier auf dem Werksgelände war eine Zumutung, verglichen mit seiner vorherigen, äußerst komfortablen Wohnung in Chemnitz – die er aber hatte verlassen müssen, als er schon keine Möbel mehr besaß, die sich hätten zu Geld machen lassen. Trotzdem gelang es Scheunpflug meist, Karl zu überzeugen, dass er im Grunde ein wohlhabender Mann sei, der nur vorübergehend in Schwierigkeiten gekommen war.

Karl selbst erschien die Dienstwohnung als unerhörter Wohlstand. Er war eines von 13 Kindern eines armen Webers und unter den fünfzehn davon, die ihr erstes Jahr überlebten, der einzige Sohn. Die Familie bewohnte ein kleines Haus am Markt von Ernstthal. Sie teilte es mit einem Webstuhl, an dem der Vater zehn Stunden am Tag saß und nicht gestört werden durfte, mit einer alten Wäscherolle, die für zwei Pfennige pro Stunde an andere Leute vermietet wurde, und mit Karls geliebter Großmutter. Die Hoffnung der gesamten Familie ruhte auf ihm. Ein Medizinstudium, wie von allen gewünscht, hatten die Eltern nicht bezahlen können, doch war Karl immerhin Lehrer geworden. Lang hatte er zwar eine leise Enttäuschung darüber in sich getragen – aber dass er nun schon in Lebensumstände gelangt war, in denen auf jeden Bewohner eines Heims durchschnittlich ein Zimmer kam, ließ ihn froh in die Zukunft blicken.

Scheunpflug dagegen beschwerte sich recht bald bei der Fabrikleitung über den Eindringling: Sich die Wohnung mit einem Proleten teilen zu müssen, das sei eine Zumutung, gerade für jemanden wie ihn, der nun immerhin in der Verwaltung der Fabrik arbeite und ja – das müsse er bei dieser Gelegenheit betonen – aus gutem Hause stamme; aus sehr gutem Hause sogar!

Die Fabrikleitung hörte ihn an und beschied ihm dann, dass an diesem Arrangement leider gar nichts zu ändern sei. Er könne sich

jedoch gern auf eigene Kosten wieder eine Wohnung in der Stadt nehmen. Scheunpflug also musste bleiben. Und Karl blieb auch.

Von der Beschwerde bei der Fabrikleitung ahnte dieser nichts. Wohl aber sah Karl das Benehmen seines Zimmergenossen, aus dem er nicht recht schlau werden mochte. An manchen Tagen genügte schon ein Husten Karls, um Scheunpflug zu einem Zornesausbruch zu reizen, ein Rascheln von Papier oder ein früheres Heimkehren vom Dienst. An anderen Tagen, meist jenen, an denen Scheunpflug weniger Schnaps getrunken hatte, schien er sich um übergroße Freundlichkeit zu bemühen. So besaß Karl beispielsweise keine Uhr. In einer jener guten Stunden bot Scheunpflug ihm also mit an Herablassung grenzender Großzügigkeit an, seine alte Taschenuhr zu benutzen, damit Karl seinen Unterricht pünktlich enden lassen konnte. Auch bei seinen alten Tabakspfeifen, sagte Scheunpflug, dürfe er sich bedienen. Karl ließ sich gern auf dieses Friedensangebot ein, und so ging der November herum. Bald wurde es Weihnachten.

Am Morgen des 23. Dezembers erwachte Karl früh. Die Stube lag stockfinster, und Karl kauerte sich noch einmal unter der Decke zusammen, um Wärme zu sammeln, die er mit hinausnehmen konnte. Scheunpflug schlief noch, wie jeden Morgen, und bald fürchtete Karl, zu spät zu sein, also zwang er sich in die Kälte.

Im Ofen in der Küche war die Glut längst erloschen, und Karl paffte Dampfwolken, als er einheizte. Sein Frühstück bestand aus dünnem Malzkaffee, in den er Stücke trockenen Brotes schnitt, so hatte man es zu Hause stets gehalten. Während er aß und auf die Wärme des Ofens wartete, schaute er immer wieder zur Tür. Dort hing Scheunpflugs alte Uhr an einem Nagel neben dem Rahmen. Eilig hatte er es noch nicht.

Karl stand auf, nahm die Uhr ab und setzte sich wieder. Mit aufgestützten Ellenbogen ließ er sie an ihrer Kette über den Tisch pendeln. Er rechnete.

Es war der letzte Schultag. Am Abend würde er nach Hohenstein fahren, um Weihnachten bei seinen Eltern zu verbringen. Karls Abmachung mit Scheunpflug besagte, dass er die Uhr für den Unter-

richt zwar nehmen durfte, sie anschließend aber wieder zurückzuhängen war. Der letzte Zug jedoch ging keine zwei Stunden nach dem Ende der Lektion. Karl hatte den Klassenraum noch aufzuräumen und zu putzen, dann würde es ihn sicher eine Dreiviertelstunde kosten, durch den Schnee zurück in die Wohnung zu gehen, und danach wieder eine Dreiviertelstunde, um zum Bahnhof zu gelangen. Wenn er die Uhr retournierte, war es eine enge Wette, den Zug noch zu erwischen. Vielleicht sogar aussichtslos. Er müsste also den Unterricht ohne sie bestreiten.

Oder er müsste – nur einfach mal so daherüberlegt – die Uhr, welche er in den vergangenen Wochen auch einige Male außerhalb der Unterrichtszeit in seiner Tasche getragen hatte, ohne dass der Eigentümer dagegen Einwände erhob, über die Feiertage mit zu seinen Eltern nehmen.

Karl schlich an die Tür zur Stube und horchte, ob Scheunpflug schon wach war. Der aber schnarchte.

In seinen Beutel hatte Karl bereits eine Tabakspfeife und eine Cigarrenspitze gesteckt, von denen er wusste, dass Scheunpflug sie niemals benutzte. Nun auch noch die Uhr über die Feiertage zu leihen, dachte er, würde zwar ihre Abmachung übertreten, aber es war doch Weihnachten. Und er beabsichtigte ja, sie nach den Feiertagen wieder an ihren Platz zu hängen. (Und, ja, vielleicht auch, vor seiner Familie damit zu renommieren, denn dass die Uhr nur geliehen wäre, sah man ihr nun nicht an.)

Als Karl jedoch die Tasse säuberte und das Brot wieder sorgfältig an seinem Platz verstaute, dachte er daran, wie merkwürdig und unberechenbar Scheunpflug doch oft war. Er hatte versucht, unsichtbar zu werden für seinen Vermieter – denn als nichts anderes dachte Karl von ihm. Aber je leiser die Sohlen wurden, auf denen Karl umherschlich, desto weniger genügte, um Scheunpflugs Zorn zu entzünden, und manchmal, so erschien es Karl, bereitete es Scheunpflug nachgerade Vergnügen, ihn herumzukommandieren und daran zu erinnern, wie glücklich er sich schätzen könne, dass er ihm generös Quartier und Zugriff auf seinen Besitz gewährte, und

vielleicht also sollte man Scheunpflugs Großzügigkeit nicht zu sehr strapazieren.

Karl nahm die Uhr vom Tisch und hängte sie wieder an den Nagel neben der Tür.

Während er seinen Schal umlegte und einige Walnüsse einsteckte, die er für seine Schwestern und die Großmutter gekauft hatte, sagte er sich, dass es so das Beste sei. Kurz überlegte er noch, Scheunpflug zu wecken, um ihn um Erlaubnis zu bitten. Aber, dachte Karl, Scheunpflugs Laune war am Morgen am leichtesten zu erschüttern, weil das frühe Aufstehen, wie er einmal in einer langen Rede erklärt hatte, nur etwas für Bauern und Tagelöhner sei. Bei Scheunpflugs Monologen, die er meist betrunken hielt, verstand Karl nicht immer, was er meinte, aber er hatte gelernt, ihm nicht zu sehr im Weg zu sein. Er würde ihn also nicht wecken.

Beim Hinausgehen blieb Karl noch einmal an der Tür stehen.

Er wog die Uhr lange in der Hand.

Dann ließ er sie hängen. Hinter sich schloss er die Tür. Durch die leere Küche schwebten nur noch Scheunpflugs Schnarchen und das Poltern von Karls Stiefeln, die eilig die Treppe hinunterstapften.

Dann Stille.

Dann rannten Karls Stiefel die Treppe wieder hinauf.

Die Tür wurde aufgerissen, und als Karl Sekunden später unten auf den Hof trat, spürte er in seiner Westentasche das vornehme Gewicht der Taschenuhr.

Ohne Schwierigkeiten erreichte er am frühen Abend seinen Zug. Vom Bahnhof in Hohenstein marschierte er hinüber nach Ernstthal zum Haus der Eltern und erreichte es rechtzeitig zum Abendbrot. Mit großer Geste erzählte er beim Essen aus der Stadt, machte den Fabrikbesitzer nach, wie er schnaufend die Webstühle inspizierte, und die Chemnitzer Herren, wie sie stolz ihre Cigarren spazieren führten. Er berichtete vom Schuldirektor, der ihm schon nach wenigen Tagen ein äußerst günstiges Zeugnis ausgestellt hatte, von seinen Schülern, die ihn liebten und ihm folgten, und von seinem Mit-

bewohner Scheunpflug, der ihn schon nach wenigen Tagen ins Herz geschlossen hatte und ihm ein Freund war, wie es keinen zweiten geben konnte. Beiläufig schaute er immer wieder einmal auf die Uhr, und auch wenn der Vater nichts sagte, glaubte Karl zu wissen, dass er sie bewunderte.

Die Stube glühte vorweihnachtlich. Großmutter und die vier Schwestern freuten sich über die Nüsse. Laut lachte die Familie über Karls Schnurren. Die Mutter war glücklich, dass sich für die Familie doch noch alles so gut gefügt hatte, und der Vater nur mäßig betrunken. Zufrieden ging man zu Bett, und am nächsten Mittag wurde Karl auf dem Hohensteiner Christmarkt verhaftet.

Seine Mutter hatte ihn noch einmal geschickt. Dank Karls Lehrgeld gab es in diesem Jahr zum ersten Mal wieder eine Bescherung, und auf dem Markt sollte Karl zu den Geschenken für die Schwestern noch etwas Honigkuchen kaufen. Die Liste, die seine Mutter ihm obendrein geschrieben hatte, war nicht lang, doch Karl beeilte sich. Aber schon am Stand des Kerzenziehers sprach ihn ein Gendarm an: ob er der Lehrer May sei?

Karl wurde zur Polizeiwache am Rathaus geführt, ohne dass man ihm erklärte, worum es ging. Wachtmeister Uhlig war nicht da. Der Gendarm zögerte, dann führte er Karl in den ersten Stock, in Uhligs Privatwohnung. Dessen Frau saß in der Stube, nähte und erschrak fürchterlich, als sie Karl sah. Der Gendarm gebot ihm, dort zu warten, und verließ sie dann, um den Wachtmeister zu suchen.

Kaum war er aus der Tür, sprang Uhligs Ehefrau auf.

»Karl, hast du eine Uhr bei dir, die dir nicht gehört?«

Sie war mit Karls Mutter zur Schule gegangen und kannte ihn, seitdem er laufen konnte. Besorgt stand sie vor ihm.

»Weshalb?«, fragte er.

»Du sollst arretiert werden, weil du deinem Mietkameraden eine Uhr gestohlen hast.«

Karl zog die Uhr aus seiner Jackentasche.

»Aber sie ist nicht gestohlen. Er hat mir erlaubt, sie zu leihen.«

»Und nun hat er dich angezeigt.«

Karl wurde schwach auf den Beinen. Er fühlte sich, als habe ihm einer eine Keule über den Schädel geschlagen.

»Aber ich durfte sie nehmen.«

»Das glaubt man dir nicht!«

Schon hörten sie draußen jemanden die Treppe wieder emporstiegen. Die Wachtmeistersfrau flüsterte: »Weg damit, schnell!«

Hektisch hielt Karl ihr die Uhr hin: als Frage, ob sie sie einstecken könnte. Aber sie legte verschreckt eine Hand vor die Brust und schüttelte den Kopf. Karl flehte sie mit betenden Händen an. »Verstecken!«, flüsterte sie.

Die Schritte hatten schon die halbe Treppe erklommen.

Panisch sah Karl sich im Zimmer um. Frau Uhlig flüsterte: »Nicht hier!«

Dann fiel Karl der einzige Platz ein, den man bei einer Durchsuchung hoffentlich auslassen würde. Er steckte die Uhr vorn in seine Unterwäsche.

Frau Uhlig huschte zurück auf ihren Platz.

Als der Wachtmeister mit dem Gendarm eintrat, nähte sie, als sei nie etwas gewesen.

Weihnachten verbrachte Karl im Gefängnis.

»Sie beharren also weiter darauf, dass die Uhr nur geliehen war?«, fragte der Richter.

Karl nickte.

»Warum aber haben Sie dann bei Ihrer Verhaftung geaugnet, in ihrem Besitz zu sein?«

»Es war ... ein Missverständnis«, sagte Karl.

»Und warum ist die Uhr bei der Durchsuchung in Ihrer Unterwäsche gefunden worden?«

Karl schwieg. Seine Mutter hatte ihm mehrmals eingeschärft, dass der Wachtmeister und seine Frau in größte Schwierigkeiten geraten würden, wenn man erführe, dass sie Karl gewarnt hatte. Und Schwierigkeiten – mehr Schwierigkeiten dürfe Karl auf gar keinen Fall verursachen.

Eine Gefängnisstrafe war eine Sache. Schwerer wog, dass Karl bei einer Verurteilung wohl endgültig aus dem Schuldienst suspendiert würde, und damit wären all die Jahre umsonst gewesen, in denen die Familie ihn ins Seminar geschickt hatte anstatt in die Fabrik. Versuchte er aber, sich auf Kosten Frau Uhligs zu entlasten, konnte es genauso ausgehen. Man wusste nicht, wie die Spinnfäden der Bürokratie von einem Amt ins andere liefen, und es wäre ein Leichtes für den Wachtmeister, glaubte Karls Mutter, sich für den Skandal zu revanchieren, indem er Karl hinten herum aus dem Staatsdienst entfernen ließ – bei seiner Geschichte! Das beste Mittel war, auf einen Freispruch zu hoffen und zu beten. Im Angesicht der undurchschaubaren Kräfte Gottes und der Obrigkeit war Beten stets das beste Mittel.

»Möglicherweise ist sie durch ein Loch in meiner Hosentasche hineingerutscht«, sagte Karl.

Der Richter und der Staatsanwalt starrten für einen Augenblick in die Luft, als versuchten sie, sich die Beschaffenheit einer Hose vorzustellen, aus deren Taschen etwas in die Unterwäsche hineingleiten konnte. So recht schien es ihnen nicht zu gelingen.

»Stülpen Sie einmal Ihre Taschen nach außen«, wies der Richter ihn an.

Karl stand auf und krepelte die Hosentaschen um. Es war kein Loch zu sehen.

»Oder besitzen Sie noch eine zweite Hose?«, fragte der Richter.

Karl schüttelte den Kopf.

»Man könnte möglicherweise versuchen«, erklärte der Richter, »Ihre Version der Geschichte zu glauben. Aber einen Gegenstand, welcher nur geliehen ist, verbirgt kein Mensch in seiner Wäsche.«

»Wenn Sie mit einer Lüge davonkommen wollen«, sagte der Staatsanwalt, »müssen Sie sich schon eine bessere ausdenken.«

Der Richter wartete, ob noch eine Verteidigung aus Karl herauskam, doch der Angeklagte setzte sich wieder und sah jämmerlicher aus als zuvor.

Der Richter überflog weiter Karls Akte. »Sie sind vor zwei Jahren

bereits wegen Diebstahls aus dem Lehrerseminar Waldenburg entlassen worden«, stellte er fest. »Warum?«

Karl erschrak so sehr, dass sein Bein aufhörte zu wippen.

»Nun?«, fragte der Richter.

»Ich habe sechs Wachskerzen eingesteckt«, sagte Karl schnell, »aber sie waren bereits benutzt, fast nur noch Stumpfen, und meine Familie besaß zu dieser Zeit keinerlei Geld, um noch die einfachsten Dinge ...«

»Armut rechtfertigt kein Verbrechen!«, rasselte der Richter dazwischen.

»Aber ...«

»Schweigen Sie!«

Also schwieg Karl.

Der Richter las weiter. »Nach einem Gnadengesuch hat man Sie dennoch die Lehrerausbildung beenden lassen«, sagte er, mehr zu sich selbst. »Aber dann sind Sie im vergangenen Oktober nach nur 15 Tagen schon wieder aus dem Schuldienst entlassen worden. Aus welchem Grund?«

Karl sank vollends zusammen.

Henriette, dachte er.

»Aus was für einem Grund, Herr May?«

Seine erste Stelle im sächsischen Schuldienst hatte Karl kaum zwei Monate vor seiner zweiten angetreten. Dem Examen im Herbst war sein Dienst an der Armenschule in Glauchau gefolgt, und in der Stadt hatte Karl ein Zimmer zur Untermiete bezogen. Sein Vermieter war ein grober Kaufmann, bei dem selbst das Lachen wie ein Befehl klang. Die Frau des Kaufmanns war so alt wie Karl und erst im Jahr davor mit ihm verheiratet worden. Karl gab ihr Klavierunterricht. Henriettes Spiel war so schön wie ihre Hände und ihre Hände so schön wie ihr Gesicht und das Gesicht so schön wie die Augen, die sie Karl machte. Die Heirat war gegen ihren Willen geschehen. Es dauerte keine Woche, bis Karl und sie sich über den Tasten das erste Mal scheu küssten, und nur zwei weitere Tage, bis ihr Mann das Verhältnis entdeckte. Er warf Karl hinaus und zeigte ihn bei der Schul-

behörde an. Karl wurde aus dem Dienst entlassen, verließ die Stadt und sah Henriette nicht wieder.

»Wegen sittlicher Unwürdigkeit«, sagte Karl leise.

»Bitte?«, fragte der Richter.

»Die Entlassung erfolgte wegen sittlicher Unwürdigkeit«, sagte Karl.

Sein Bein hämmerte wieder auf und ab, dem Kolben einer Dampfmaschine gleich. Er rang mit sich.

Er könnte immer noch eine Verteidigung versuchen, indem er den wirklichen Weg nannte, den die Uhr in seine Unterwäsche genommen hatte. Aber wäre es richtig, diejenige zu denunzieren, die es als Einzige gut mit ihm gemeint hatte?

Der Staatsanwalt las noch einmal Scheunpflugs Aussage vor. Man hatte es nicht für nötig befunden, ihn vorzuladen, der Fall war eindeutig: Die Uhr war fort, die Anzeige kam, man fand die Uhr beim Angeklagten. Was hätte es da noch nachzufragen gegeben?

Karl selbst war, nachdem man ihn Anfang Januar aus der Untersuchungshaft entlassen hatte, noch einmal bei Scheunpflug gewesen, um ihn zu bitten, die Anzeige fallen zu lassen. Scheunpflug saß in der Küche, aß Pralinen und hatte wohl auch ein schlechtes Gewissen, denn er bot Karl eine an. Er bedauerte die ganze Angelegenheit außerordentlich. Ein Missverständnis, sagte er, ja – aber leider, leider, könne er in dieser Sache nun so gar nichts mehr unternehmen. Wenn die Mühlräder des Gesetzes erst einmal das Mahlen begonnen hatten, dürfe man nicht mehr hineingreifen, sonst würde man sich böse verletzen. Wie stünde er denn da, wenn er nun seine Anzeige plötzlich zurückzöge? Er würde sich selbst ärgste Scherereien holen. Keinesfalls sollte man diese leichtfertig riskieren, und überhaupt würde es schon nicht so schlimm werden. Nach der überstandenen Affäre würde er ihm gerne die Uhr überlassen, als Wiedergutmachung, und mit diesem Versprechen schob er Karl aus der Tür.

»Es dürfte klar geworden sein«, schloss der Staatsanwalt sein Plädoyer, »dass wir es mit einem zutiefst sittenlosen Individuum zu tun haben. Ein Mann, der trotz seines jungen Alters aus Gewohnheit lügt

und Gesetze bricht, ein verdorbenes Gemüt, für dessen Besserung einzig eine Gefängnisstrafe in Betracht kommt.«

»Hat der Angeklagte noch etwas zu seiner Verteidigung zu sagen?«, fragte der Richter.

»Es war ein Missverständnis«, wiederholte Karl leise.

»Das behaupteten Sie bereits mehrmals, ohne irgendeinen Beweis dafür vorlegen zu können. Oder hat sich das geändert?«

Karl sah zum Wachtmeister, der ihn mit zufriedener Härte betrachtete. Er sah das verschreckte Gesicht vor sich, mit dem dessen Frau die Uhr von sich gewiesen hatte.

Karl schwieg.

Er bekam sechs Wochen.

Die sächsische Schulbehörde strich ihn aus der Liste der Schulkandidaten, bevor er seine Strafe angetreten hatte. Die Erteilung von Privatunterricht wurde ihm ausdrücklich untersagt.

Noch ehe er 21 Jahre zählte, war Karl Mays Leben vorüber,

8. Juli 1897
Bayerische Zeitung,
München

BESUCH EINES WELTREISENDEN

Am Montagnachmittag versammelte sich von drei Uhr ab eine große, im Ganzen mehrere Hundert Personen zählende Menge von Verehrern des rasch zu Berühmtheit emporgestiegenen Weltreisenden und Schriftstellers Dr. Karl May im Speisesaal des Hotels Trefler, um ihm ihre Huldigungen darzubringen. Nicht etwa bloß die studierende Jugend, nein, sondern viele gereifte Männer und auch zahlreiche Damen waren im Auditorium zu bemerken, um den Mann, den man in Nordamerika nur als Old Shatterhand kennt, persönlich reden zu hören. Nochmals Hunderte, die nicht mehr hineingedurft hatten, versperrten derweil vor dem Hotel die Straße dergestalt, dass die Polizei sich schließlich nicht mehr anders zu helfen wusste, als die

Menge mit Wasser auseinanderzuspritzen.

Dr. May schilderte nachmittags ausführlich einzelne Episoden aus seinen Reisen und stand Rede und Antwort auf alle Fragen, die man an ihn stellte. Bezüglich seiner Lebensgewohnheiten etwa teilte der Redner mit, er sei es gewöhnt, nachts um ein Uhr zu Abend zu speisen, da er auf seinen Reisen stets, bevor er einen Platz für das Nachtlager wähle, sich gewöhnt habe, dessen Umgebung in weitem Umkreise zu durchforschen und erst dann zu Abend zu essen.

Im Herbste dieses Jahres gedenkt Karl May wieder den Atlantik zu durchqueren, um Winnetous einsames Grab zu besuchen, sich in den Rocky Mountains einen Grizzly-Bären zu holen und bei den Apachen einzu-

kehren, deren 35.000 Krieger er jederzeit zu befehligen vermag. Für das nächste Jahr ist eine Reise nach Bagdad geplant. Dort will »Kara ben Nemsî«, wie man ihn in Arabien ruft, seinen Freund und einstigen Beschützer, den nunmehrigen Oberstreich der Haddediñ-Schammar, den unvergleichlichen Hadschi Halef Omar besuchen, und später, nach seiner Rückkehr, seine wunderbare Henry-Repitierbüchse, mit der er nach seiner Versicherung 100 Schüsse per Minute abzugeben vermag, ohne dass der Lauf heiß wird,

dem deutschen Kaiser für Militärzwecke zur Verfügung stellen. Das Kaliber der Geschosse soll so klein sein, dass er in seinem Patronengürtel 1.728 Patronen (!) mit sich zu führen vermag. Wohl allen, die an diesem Tag mit Dr. Karl May zusammentrafen, war es eine große Freude und wird es eine bleibende Erinnerung sein, den Mann, der die ganze Welt bereist hat, der über 1.200 Sprachen und Dialekte versteht, den letzten Vertreter der Romantik des Wilden Westens von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben.

Erster Teil

3. April 1899



*Genua,
Königreich Italien*

Es muss unsere Erzählung mit einem Abschied beginnen. Und wenn manch Leser später behauptet, dass die Chronik der vorliegenden Affäre überhaupt die Geschichte eines einzigen langen Abschiedes sei, so wollen wir dem nicht widersprechen. Die Ereignisse jedenfalls, welche Karl May in der jüngsten Zeit widerfahren sind, haben viele brave Bürger des Landes zu Recht erregt. Sie erscheinen uns jedoch nicht allein deshalb unbedingt berichtenswert. Vielmehr haben wir es uns zur Aufgabe gemacht, ein genaues Zeugnis dieser vergangenen Jahre anzufertigen, weil auch der voreingenommenste Betrachter einsehen muss, dass sich am Beispiel des Karl May einige fragwürdige Strömungen zeigen lassen, welche auch an anderer Stelle die Moral unserer schönen Nation unterspülen.

Endgültig über unseren Zeitgenossen zu urteilen, steht uns nicht zu. Jedoch begreifen wir es als unsere Bürgerpflicht, die in Teilen doch sehr privaten Angelegenheiten des Karl May für die Öffentlichkeit dergestalt aufzudecken, dass ein jeder aus ihnen eigene Lehren zu ziehen vermag. Wenn dabei auch von Einzelheiten die Rede sein wird, die manchem als heikel, ja sogar bedenklich erscheinen, so ist dies leider nicht zu vermeiden; wir möchten unsere Leser allerdings im Interesse Karl Mays ersuchen, diese später taktvoll wieder zu vergessen.

Mit dieser kurzen Ermahnung, alles Kommende verantwortungsvoll zu behandeln, wollen wir uns nun dem angekündigten Abschied

zuwenden: Man begeht ihn in Italien, an einem Apriltag, an dem ein Aufbruch bevorsteht und die Toten dem Reisenden noch einige Warnungen auf den Weg geben sollen.

Jener Frühlingstag war ein warmer gewesen, und am Abend hatten sie draußen speisen können, die Eheleute May und die Eheleute Plöhn. Von der Terrasse ihres Hotels, das sich 50 Meter oberhalb des Hafens an den steilen Fels klammerte, konnten sie nun zusehen, wie im abnehmenden Licht des Tages die Laternen unter ihnen entfacht wurden. Längst hatte die Sonne sich hinter Genuas Berge zurückgezogen und mit ihrem Verschwinden dem Meer alle Farbe geraubt. Jetzt lag es da, als grauer Teppich unter einem Himmel, in dem sich tapfer ein Rest Helligkeit hielt. Ein erster Stern blinkte zwischen aufziehenden Wolken, und vom Strand kündigte das laute Brechen der Wellen einen Sturm an. Es frischte auf. Die Damen fröstelten. Also erhob man sich, um zur Geisterbeschwörung hineinzugehen.

Die beiden Paare traten in das warme Funkeln des großen Salons, in dem unter den elektrischen Kronleuchtern nur wenige Herrschaften mit dem Silberbesteck klapperten; auch die Kristallgläser schwiegen, es war noch nicht Saison. Sie gingen zur Bar, die Damen jeweils bei den Herren eingehakt, um für die Séance noch Getränke auf das Zimmer zu bestellen.

Ein Kellner im Frack eilte zu ihnen.

»Ich ...«, begann Karl, doch er wurde von seiner Frau unterbrochen.

»Wir würden gern einen günstigen Wein bestellen«, sagte Emma.

Karl schickte ihr einen mahnenden Blick herüber und schenkte dann dem Kellner sein großzügigstes Lächeln.

»Wir hätten gern Ihren besten Wein«, sagte er.

Der Kellner, wohl unsicher, welches Getränk er bringen sollte, blickte zwischen Emma, deren Mund ein strenges Minuszeichen formte, und dem aufmunternd nickenden Karl hin und her. Er entschied sich für jene Bestellung, die auch für das Haus die beste war, und machte eine kleine Verbeugung in Richtung Karl, der ihm dafür ein generöses Trinkgeld in die Hand drückte.

Es ist doch immer dasselbe mit ihm, dachte Emma und löste sich auf dem Weg zur Treppe aus Karls Arm.

»Muss das sein?«, fragte sie auf den Stufen und begann, Karl seine überflüssigen Ausgaben des Tages vorzurechnen: »Heute schon wieder ein Goldstück Trinkgeld für den Kutscher, vier Silberstücke für Bettler und dann die Reiseapotheke. Vom Preis der Reiseapotheke allein könnte man ...«

»Der kluge Reisende muss vorsorgen«, sagte Karl auf dem ersten Treppenabsatz.

»Aber doch nicht mit einer Reiseapotheke in einer Kiste aus Mahagoni für 100 Lira!«

Von den Wänden blickten streng tote Könige in Öl herab, und noch immer hoffte Emma, dass die Geister Karl dieses ganze irrsinnige Vorhaben gleich ausreden würden. Monate unterwegs, dachte sie, ausgerechnet er, und dann in seinem Alter. Sie hatte versucht, Karl von dieser Reise abzuhalten. Aber sie waren gemeinsam aus Radebeul aufgebrochen, über die Alpen gefahren und hatten Karls Schiffspassage gekauft, ohne dass er einmal auf ihre Einwände eingegangen wäre. Nun würden es also die Geister richten müssen. Und wenn nicht einmal diese ihn gleich zur Umkehr überreden könnten, dachte Emma, dann sollten sie ihn doch wenigstens zu Vorsicht mahnen, und wenn sie auch das nicht taten, dann mussten sie ihm wenigstens noch einmal einschärfen, nicht so mit dem Geld um sich zu werfen, denn auf Emmas Rat hörte er ja sowieso nie.

»Mietz, lass gut sein«, sagte Karl und tätschelte ihre Hand.

Emma drehte sich zu Klara, die hinter ihnen ging: »Sag doch auch einmal etwas dazu.«

Die Plöhns hatten die Auseinandersetzung der Mays in bewährter Weise zu übergehen versucht, indem sie eingehend die dicken Läufer und das Rot der fein gearbeiteten Tapeten des Treppenhauses betrachteten.

»Richard, hilf mir!« Auch Karl wandte sich um, in scherzhafter Hilflosigkeit.

Richard, der mit seinem runden Glatzkopf und dem ebenso run-

den Bauch stets einem vergnügten Schneemann glich, lachte sein hohes, etwas unsicheres Lachen und wartete zunächst, was seine Frau zu dieser Causa sagen würde.

»Den Wein hat Karl sich doch verdient«, erklärte Klara, die – obwohl selbst nicht groß und von einer Körperhaltung, als würde die Last eines zu schweren Kopfes sie beugen – ihren Mann doch über-
ragte.

»Genau«, sagte Richard.

Emma presste die Lippen noch fester zusammen und wollte Klara gerade vorhalten, dass sie unter vier Augen, wenn es um Karls übermäßige Ausgaben ging, ganz anders sprach; aber da ergriff Klara schon zärtlich Emmas Hand: »Kinder, wir wollen doch heute nicht streiten.«

»Genau«, sagte Karl.

Emma drückte Klaras Finger. Und weil sie innen an ihrem Mieder die beruhigende Nähe des Briefes spürte, den sie seit Tagen an genau dieser Stelle vor Karl versteckte, ohne zu wissen, ob sie ihn vor seiner Abreise noch hervorholen würde oder nicht, fügte sie sich, und man ging weiter zum Zimmer der Plöhns.

Dort nahmen sie an dem kleinen Tisch unter dem Fenster Platz, Herren und Damen jeweils gegenüber. Bald brachte der Kellner den Wein, und als die Gläser gefüllt waren, erhob Karl das seinige und bedankte sich noch einmal, dass Richard und Klara sie über die Alpen begleitet hatten: »Auch für die besten Freunde ist eine solche Reise nicht selbstverständlich.«

»Auch für die besten Freunde ist eine solche Einladung nicht selbstverständlich. Wir haben doch zu danken!«, rief Richard.

»Auf das Verabschiedungskomitee!«, sagte Karl.

»Auf den Weltreisenden!«, sagten die anderen, und herzlich prosteten sie sich zu.

Unten im Hafen lag der Reichspostdampfer »Preussen« schon vor Anker, und wenn die vier aus dem Fenster schauten, sahen sie, wie er die Schornsteine über die Dächer reckte. Karls sieben Koffer standen gepackt im Zimmer nebenan, auch die Reiseapotheke war ver-

staut, und im Deckel des kleinsten Koffers, in der Innentasche, welche die Wertsachen hielt, steckte sicher verwahrt sein Fahrschein: erste Klasse, Einzelkabine, für eine Person nach Port Said, Ägypten, keine Rückreise.

Sie leerten die Gläser. Dann baute Klara zwei Kerzen auf dem Tisch auf. Karl zog aus der Anzugtasche einen Bleistift und einige unbeschriebene, gefaltete Blätter hervor, und Emma bat darum, an diesem Abend das Medium sein zu dürfen.

»Bist du sicher?«, fragte Klara.

»Es ist doch ein so besonderer Tag«, sagte Emma.

Es lag ihr tatsächlich sehr daran, heute persönlich die Geister um Rat zu bitten, obwohl sich bei den gemeinsamen Séancen nicht sie, sondern Klara als das begnadetste Medium erwiesen hatte. Nachdem ein alter Schulfreund Karls sie einige Jahre zuvor tiefer in die spiritistische Wissenschaft eingeweiht hatte, waren die Ehepaare davon abgerückt, von den Geistern nur Klopfzeichen oder ein Wackeln des Tisches zu erbitten. Denn wer sich aus dem Jenseits genauere Auskunft betreffs der Zukunft oder des eigenen Schicksals erhoffte, geriet mit dem Klopfen schnell in Not: Bis man mithilfe sehr genauer Fragen, die man den Geistern stellte, und ihrer geklopften Antworten – einmal für »ja«, zweimal für »nein«, dreimal für »vielleicht« – zum Ziel gelangt war, verging einige Zeit. Auch wenn – was ein anderes Verfahren war – die Teilnehmer am Tisch laut das Alphabet aufsagten und die Geister durch Klopfen einzelne Buchstaben auswählten, die hintereinandergereiht eine Antwort ergaben, benötigten erschöpfende Vorhersagen eine Weile. Schnell hatte man so einen ganzen Abend ohne Ergebnis verklopft, denn auch die Geister wollten einmal heim.

Wie sich aber herausgestellt hatte, besaß Klara eine ganz außergewöhnliche Begabung für das automatisierte Schreiben, bei dem die Toten Besitz vom Körper des Mediums ergriffen. Sie führten ihm die Hand, und wo andere Medien, wie Emma, nur einzelne Wörter und manchmal einen schwer zu entschlüsselnden Satz aus dem Totenreich empfangen, diktierten die Geister Klara seitenlange Briefe.

Den Botschaften fehlte zwar die Interpunktion, und nicht immer ließ sich ihr rätselhafter Inhalt zweifelsfrei entschlüsseln, doch dank Klaras sicherer Hand war die Schrift der Geister stets einwandfrei zu lesen. Und je mehr Übung sie besaß, desto mehr Zutrauen fassten die Toten. Bald beantworteten sie der Runde fast alle Fragen die Zukunft betreffend, und so hatten die Eheleute May und Plöhn (und hier besonders: die Frauen) in den vergangenen Jahren wichtige Entscheidungen selten gefällt, ohne vorher den Rat der Geister zu holen. Ausnahmen gab es. Den Entschluss etwa, die bevorstehende Reise zu unternehmen, hatte Karl getroffen, ohne die Toten zu konsultieren, was Emma durchaus nicht recht gewesen war.

»Aber hätte Karl zum Abschied nicht einige besonders ausführliche Antworten verdient?«, fragte Klara.

»Bei einem so wichtigen Anlass ist es doch besser, ein Medium zu wählen, das dem Betreffenden nahesteht«, sagte Emma und dachte, dass schließlich niemand einem Mann näher stehe als seine eigene Frau.

Es klopfte zweimal – doch nur an der Tür. Karl hatte noch eine weitere Flasche Wein bestellt und öffnete dem Kellner.

Klara gab nach und reichte Emma Stift und Papier.

Nachdem noch einmal eingeschenkt war, löschten sie das elektrische Licht, und nur die beiden Kerzen bewahrten den Raum vor völliger Dunkelheit. Draußen kratzte der Wind an den Fenstern. Die vier fassten sich an den Händen, bloß Emma hielt in ihrer Rechten den Stift.

Wie ein jeder Kenner der spiritistischen Künste weiß, bringen Beschwörungsformeln, Gesänge oder Zaubersprüche die Geister nicht schneller herbei. Die beste Einladung ist ihnen völlige Stille und große Andacht, und so saßen die vier um den Tisch, schwiegen versunken, konzentriert auf das Totenreich, und nur die Wellen schickten vom Strand ihr Klagen den Berg hinauf.

Es verging eine Viertelstunde. Unruhig aber brauchte man nicht zu werden, oft nahmen die Geister sich Zeit.

Die Kerzen flackerten, doch das mochte Zufall sein, als Emmas

Hand schließlich zu zittern begann. Rasch wuchs der leichte Tremor zu einem Schlottern, der den Stift in Emmas Hand tanzen ließ.

»Wer ist da?«, fragte Klara laut.

Emmas Hand beruhigte sich. Sie selbst hielt die Augen geschlossen, die anderen beobachteten gespannt, wie sie begann, in ungelassenen Zügen einen Buchstaben auf das Papier zu malen. Es war ein V. Es folgten ein A, ein T, ein E und ein R, dann begann ihre Hand ein neues Wort. F und E und H und S und E und N schrieb sie, dann wussten alle, wer gekommen war: Fehsenfeld senior, der längst verstorbene Vater von Karls Verleger. Er war ihnen ein häufiger Gast.

»Seien Sie uns willkommen!«, sagte Karl.

(Nur ganz zu Anfang ihrer Séancen hatte einmal die Frage erörtert werden müssen, wie formell man eigentlich den Geistern begegnete. Schnell hatten sie sich darauf geeinigt, es so zu halten, wie man auch die Lebenden angesprochen hätte, also blieb man mit Fehsenfeld senior beim Sie.)

Klara, Karl und Richard tauschten Blicke, wer dem Toten die erste Frage stellen sollte. Die Wahl fiel auf Klara.

»Was erwartet Karl auf seiner Reise?«, fragte sie.

Wieder begann Emma, einen Buchstaben zu zeichnen. Es war ein T. Sie hielt die Augen geschlossen und gab ein tiefes Seufzen von sich, wie es in dieser Runde eigentlich nur Karl schon einmal gehört haben sollte, und ihre Hand beschrieb den Kreis eines O. Dann fuhr der Stift eine Gerade hinab. Die drei Zuschauer dachten, es würde ein I daraus, doch der Stift schlug einen Haken nach rechts. Kurz durfte man auf ein L hoffen, dann aber nahm der Stift einen Bogen zurück nach links oben, und als auf dem Papier klar und deutlich ein D zu lesen war, schrie Klara auf und riss Emma damit aus ihrer Trance.

»Um Himmels willen!«, flüsterte Klara.

»Bei Gott«, rief Emma, als sie sah, was ihre Hand geschrieben hatte. Auch Karl war blass geworden.

Sofort fassten sie einander wieder bei den Händen. Emma schloss die Augen und versuchte, wieder Kontakt aufzunehmen. Schnell zitterten ihre Finger.

»Herr Fehsenfeld?«, fragte Klara.

Bang blickten die drei auf Emmas Hand, doch nichts geschah.

»Herr Fehsenfeld!«, bangte Klara.

Nur der Wind rüttelte an den Scheiben. Sie warteten.

»Ist jemand anders zugegen?«, fragte Karl schließlich.

Ein Luftzug schlich sich durch die Fenster herein und ließ die Kerzenflammen flattern. Doch kein Geist gab sich zu erkennen.

Immer wieder zwar zitterte Emmas Hand, doch es waren nicht die Toten, die den Stift zum Schwingen brachten, es war nur die Angst. Emma konnte sich kaum mehr länger als eine Minute sammeln, dann rasten ihre Gedanken wieder davon, und je weniger sie sich sammeln konnte, desto hektischer wurde sie, und kein Geist der Welt ließ sich mit Unruhe im Herzen locken.

Nach einer halben Stunde gaben sie auf.

Karl rang nach einer Erklärung.

»Wahrscheinlich«, sagte er, »haben wir Emma zu früh aus ihrer Trance geweckt, und tatsächlich kennen wir erst den Anfang des Wortes.«

Gemeinsam überlegten sie, welcher harmlose Begriff mit diesen Buchstaben beginnen konnte.

»Todesmut«, schlug Richard vor.

»Todesverachtung«, sagte Klara.

»Todmüde«, überlegte Karl.

»Du darfst auf keinen Fall abreisen!«, sagte Emma, der die Warnung der Geister ja nun eigentlich sehr entgegenkam.

»Aber es ist doch auch noch gar nicht klar, um wessen Tod es geht«, sagte Richard.

Karl stimmte ihm zu. Das hatten sie noch gar nicht bedacht.

Von allen in der Runde war es Richard, der den Urteilen aus dem Jenseits am wenigsten gern folgte. Über die kleinen Dinge, das hatte er einmal erklärt, gut, darüber könne man beraten. Aber über die Führung seiner Verbandstofffabrik lasse er keine Toten entscheiden – worin Karl ihm recht gab, schließlich waren die Toten in Dingen der Wundversorgung voreingenommen. Über dieses Bonmot hatte

selbst Emma gelacht, aber seit jenem Abend hegte sie den Verdacht, dass Richard vielleicht der ganzen Sache des Spiritismus überhaupt keinen Glauben schenkte und nur mittat, um seine Freunde nicht zu enttäuschen.

Darum konnte sie auch seinen Einwand nicht gelten lassen. Sie hielt weiter Karls Hand und tupfte sich die Augen. »Bleib!«, sagte sie.

Karl hatte den Zettel immer wieder besorgt zur Hand genommen, ihn gedreht und wieder weggelegt. Nun hielt er ihn erneut.

»Aber es muss sein«, sagte er.

»Und einem Mann wie unserem Old Shatterhand kann doch überhaupt gar nichts zustoßen!«, beruhigte Richard.

Das jedoch konnte Emma keinesfalls trösten. Denn einem Mann wie Old Shatterhand mochten Abenteuer in der Fremde tatsächlich nichts anhaben können.

Einem wie Karl aber, fürchtete sie, schon.

4. April 1899



*Genua,
Königreich Italien*

Emma schlief kaum. Bis zum Morgen warf sie sich im Bett herum und hoffte, Karl damit zur Strafe aufzuwecken, aber der lag da wie ohnmächtig.

Unverantwortlich, dachte sie, und starrte den schlafenden Karl an, unverantwortlich, tollkühn und rücksichtslos. Am Abend hatte sie es ihm endlich beweisen können, mit den Geistern als Kronzeugen, aber dann hatten diese ja doch noch ihren Segen für die Reise geben müssen.

Es war drei Uhr geworden, bis die vier endlich ins Bett fanden. Lange hatten sie debattiert, ob Karl den Aufbruch tatsächlich wagen sollte. Dann hatten sie das einzig Naheliegende beschlossen: Klara sollte statt Emma noch einmal Kontakt mit dem Jenseits aufnehmen, um herauszubekommen, was es mit dem angekündigten Tod auf sich hatte. Aber auch sie war von der Botschaft zu erschüttert, um eine stabile Verbindung zu den Geistern zu finden, und so bekam sie nur auf eine Frage eine deutliche Antwort: Ob Karl denn überhaupt aufbrechen sollte? Die Antwort diktierten sie Klaras zittriger Hand. Es war ein J und ein A.

Emma warf das Kissen aus dem Bett. Es war zu groß. Die Decke zu warm. Karl schlief zu laut. Es war alles ein Ärger. Gleich hätte man ihn stoppen müssen, dachte Emma, überhaupt nie hätten wir losfahren dürfen. 30.000 Mark, dachte sie, für dieses Unternehmen – ein Irrsinn. Und nun die Lebensgefahr. Aber Karl hatte so

lange schon von einer Reise in den Orient gesprochen, ohne dass er je aufgebrochen wäre, dass sie auch seine letzte Ankündigung, diesen Plan endlich in die Tat umzusetzen, nicht ernst genommen hatte.

Als Karl dann im Winter tatsächlich begonnen hatte, Vorbereitungen zu treffen, freute sie sich zuerst, ihn für eine Weile aus dem Haus zu haben. Aber nur, bis er beim Mittagessen das erste Mal von »mehreren Monaten, vielleicht einem Jahr« sprach, die er unterwegs sein würde. Was das denn solle, stellte sie Karl zur Rede, und gleich so lange Zeit? Das würde sie nicht begreifen, antwortete er. Das würde sie durchaus begreifen, sagte sie darauf, sie sei nämlich nicht so dumm, wie er manchmal meine. Aber auch darauf bekam sie keine Antwort, sodass Karl ihr keine andere Wahl ließ, als ihn später so lange zeternd durchs Haus zu verfolgen, bis er ihr die Tür seines Arbeitszimmers vor der Nase zuschlug, von drinnen »Ich habe es satt, mich von dir bremsen zu lassen!« brüllte und drei Tage lang nicht herauskam.

Er hatte recht: Sie begriff es tatsächlich nicht. Karl gab sich auch keine Mühe, es ihr zu erklären. Darauf, dass sie die kommenden Wochen damit verbringen musste, für Karl ein Adressbuch mit den Anschriften sämtlicher Zeitungsredaktionen des Reichs zusammenzustellen, konnte sie sich immerhin einen Reim machen. Aber dennoch: 30.000 Mark!

Erst als über Genua der Morgen dämmerte, fand Emma schließlich doch noch einen fahrigen Schlaf, und es half ihr dabei der Gedanke an jenen Brief, der nun an der Innenseite ihres Kleides im Schrank hing. Als Ehefrau und Sekretärin ihres Mannes wäre es selbstverständlich ihre Pflicht gewesen, ihn Karl auszuhändigen. Bloß hatte diese Reise sie immer wieder davon abgehalten. Zumindest das Geld nämlich, das dieses ganze irrwitzige Unterfangen kosten würde, ließe sich mit dem brieflich angekündigten Geschäft wieder hereinholen.

Allerdings nur, wenn Karl zunächst nichts davon erfuhr.

Der Tag begann in Grau.

Früh hatten sie eine Kutsche bestellt, die Karl und seine sieben Koffer in den Hafen brachten. Emma, Klara und Richard stiegen nach dem Frühstück die Treppen zum Hafen hinab. Von der See blies ein steifer Wind durch die steilen Gassen, und manchmal traf sie dünner Regen. Es war ein Wetter zum Davonfahren.

Zwischen den Wagen voller Gepäck, unter den Kränen, die letzte Kisten verluden, durch die Rufe der Hafearbeiter liefen sie dann den Kai entlang und bewunderten den weißen Dampfer. Jungens in Lumpen zerrten für Herren in Anzügen Koffer die Gangways hinauf; Damen hielten ihre Hüte fest, wenn sie zur »Preussen« emporstiegen; runzelige Frauen saßen auf den elefantenfußgroßen Pollern, welche die Schiffstau hielten, und verkauften Früchte. Ganz hinten, auf Höhe des Hecks, stand Karl am Kai und rauchte mit dem Schornstein um die Wette.

Er war gerade die Gangway wieder heruntergekommen, um einen Streit mit einem der Stewards beizulegen: Man hatte Karl seine luxuriöse, aber eben auch nur gefängniszellenkleine Kabine erst zeigen müssen, um ihn zu überzeugen, dass nicht alle seine Koffer dort Platz finden würden. »Dann bringen Sie diese in den Gepäckraum«, wies er nun den Steward an und zeigte auf die drei größten Koffer, »und den Rest bitte in meine Kabine.«

Er wollte dem Steward ein ordentliches Trinkgeld geben, aber Emma kam gerade noch rechtzeitig, um das zu verhindern.

Missmutig ging der Steward ab.

Emma schob Karl das Geld zurück in die Tasche.

Schon bevor Karl die Tür seines Arbeitszimmers vor ihr zugeschlagen hatte, war dieses Gefühl in Emma geschlichen, dass die Geister ihr über diese Reise noch einiges zu sagen hatten. Zum ersten Mal über den Ozean, dachte Emma, und gleich so weit – es musste doch einen besseren Ausweg geben. Und dass ihm nicht klar war, dachte sie, dass er es nicht begriff, was sie selbst über Wochen als vage, formlose Ahnung in sich trug: dass nämlich dieses Vorhaben nicht gut würde ausgehen können ... – es machte sie ganz rappelig.

Aber Emma hätte die Hilfe der Toten gebraucht, um ihre Einwände ausdrücken und Karl vortragen zu können.

In der Hektik der Reisevorbereitungen jedoch war mit Karl zusammen keine Zeit mehr für eine Séance zu finden, und als sie für sich bemerkt hatte, dass es möglicherweise eine noch bessere Idee wäre, die bevorstehenden Ereignisse zunächst ohne Karl, nur mit Klara und den Geistern zu besprechen, blieb selbst dafür keine Zeit mehr. So hatte sie ihre Befürchtungen, die groß waren, aber keine Richtung kannten, mit über die Alpen getragen, und an diesem Tag, in Genua am Kai, war das Einzige, was ihr weiterhin ein wenig Beruhigung verschaffen konnte, der Brief, von dem sie nun wieder glaubte, dass sie ihn Karl geben würde, wahrscheinlich jedenfalls, oder bestimmt, möglicherweise auch nicht.

Tatsächlich hatte sie sich nun schon mehr als zwei Wochen lang weisgemacht, dass sie den Brief vor Karl ja nicht versteckte, sondern einzig den passenden Moment abwartete, ihn auszuhändigen, weil sein Inhalt ja durchaus nicht trivial war. (Und weil sie ahnte, dass Karl alle erdenklichen Schritte gegen den darin in Aussicht gestellten Geldregen unternehmen würde.) Die letzten beiden Tage in Radebeul aber waren verstrichen, und alles, was sie getan hatte, war, den Brief geschickt aus Karls Reichweite zu halten. Sie waren mit Plöhns nach Frankfurt gefahren, hatten mit ihnen gemeinsam Fehsenfelds in Freiburg getroffen, waren mit Plöhns weiter nach Genua gereist und hatten viel Zeit in Zügen und Kutschen gesessen, ohne dass Emma einer der vielen Momente je passend für eine Übergabe erschienen wäre. Und selbst jetzt, da die »Preussen« mit einem gewaltigen Tuten zum Ablegen rief, redete sie sich ein, dass eine Entscheidung, den Brief betreffend, ja noch gar nicht gefallen war und sie ihn Karl gleich noch würde zustecken können.

Karl umarmte Richard. Karl umarmte Klara.

Dann traten die beiden zwei Schritte zurück, um Karl und Emma den letzten Abschied zu überlassen. Zehn Schritt vor der Gangway hielten die Mays sich bei den Händen, und Emma wollte die Gelegenheit nutzen, ihm noch einmal alle Vorwürfe zu machen, die

er in der Nacht zuvor verschlafen hatte. Karl aber hatte Tränen in den Augen.

»Ich werde dir jeden Abend Grüße über den Himmelswagen senden«, sagte er.

Und wie sie da so standen, überfiel auch Emma plötzlich eine große Traurigkeit.

»Mietz«, sagte Karl.

»Hühnelchen«, sagte Emma.

Und dann weinte auch sie, es war alles so verwirrend.

Ein letztes Mal nahm Karl sie in den Arm, und als er sie drückte, spürte Emma, wie das Papier in ihrem Kleid sie in die Haut stach. Mit einem Kuss auf ihre Stirn verabschiedete er sich, dann wandte er sich zur Gangway.

»Warte!«, rief Emma, als er sie erreicht hatte.

Sie ging Karl nach.

Aber dann umarmte sie ihn doch nur ein letztes Mal und ließ ihn hinaufsteigen.

Klara nahm sie in den Arm, als sie zu den anderen trat. »Es wird ihm schon nichts geschehen«, sagte sie. »Und er wird unterwegs auf ganz neue Gedanken kommen.«

Emma schluchzte und dachte, dass sie sich zurück in Radebeul wirklich ausführlich mit den Geistern beraten müsste. Denn vielleicht würden diese ihr erklären können, warum Letzteres eigentlich ihre größte Angst war.

Karl stand am Heck der »Preussen«, das Land vor ihm wich zurück, und es dauerte nicht lang, bis er seine Frau aus den Augen verlor. Eben im Hafen, als der Dampfer mit leisem Schnaufen vom Kai geglitten war, da hatte Karl sogar noch Emmas Blick finden können, wie sie unten an Land ihren Hut im Wind festhielt. Als das Schiff an der Mole vorbeischlich, flatterte ihr Kleid noch kess aus der Gruppe der Winkenden hervor, doch dann schnauften die Maschinen lauter, jenseits der Hafenmauer empfingen die Wellen das Schiff, und schon konnte Karl Emmas erhobenen Arm nicht mehr recht sehen. Dann

den Menschen, der seine Frau war, nicht mehr von anderen im Pulk unterscheiden. Bald verschwammen die Körper zu winzigen Schlieren; Fuhrwerke und Pferde verschmolzen mit den Häusern, und die Häuser schließlich mit den Hügeln der Stadt. Genua blieb hinter ihnen, und irgendwann ließ auch Karl den Arm sinken, mit dem er zurückgewinkt hatte, selbst, als er Emma längst nicht mehr erkannte.

Ich trat zwischen den Felsen hervor,
dachte Karl,

und der Eindruck, den ich machte, war groß. Die Halunken, die wir über Tage verfolgt hatten, sprangen von ihrem Lager auf. »Das ist der Doktor aus Germanistan!«, rief der Scheich. »Wie konnte er sich von seinen Fesseln befreien?«

Kaum aus dem Hafen, hatte die »Preussen« Fahrt aufgenommen. In den Zylindern der Maschine wuchtete der Dampf die Kolben umher und schob 140 Meter Stahl durch die See. Die »Preussen« war schnell, auch gegen die Wellen, mit 15 Knoten teilte sie die Kämme. Karls Phantasie aber eilte dem Schiff längst voraus.

Der Scheich,
dachte er,

legte seine Flinte auf mich an, und seine Bande tat es ihm gleich.

»Lasst eure Waffen sinken«, gebot ich ihnen, »ihr seid umstellt! Ein Schuss, und ihr werdet alle niedergestreckt.«

»Glaubt diesem Narr kein Wort!«, rief der Scheich.

»Halef!«, rief ich.

Auf das vereinbarte Signal gab der gute Hadschi Halef einen Schuss ab, der vor den Füßen des Scheichs einschlug.

»Seht ihr jetzt, dass ich nicht lüge?«, fragte ich.

Ja, dachte Karl, so würde es sein. Genauso, wie es immer gewesen war im Orient, so würde es nun wieder werden. Entrückt schaute er zurück auf die Küste, an der Genua nur noch eine Ahnung zwischen dem Bergen war. Doch was er eigentlich sah, waren ein Lager in der Wüste, die verschlagenen Gesichter einiger Gauner und die Waffe in seiner Hand.

Kohlenqualm aus den Schornsteinen streifte seine Nase.

Der leichte Frühjahrssturm trieb Wolken zum Land.

Die Männer ließen ihre Waffen fallen.

Längst hatte der Wind die Wellen um die »Preussen« so hochgeblasen, dass sie an den Bullaugen des Hauptdecks leckten. Sie trugen Schaumkronen, noch bevor sie gegen den Rumpf schlugen, sie trafen den Bug halb von Steuerbord und halb von vorn. Abwechselnd ließ die raue See Karl hochleben und wieder fallen, und Karl dachte:

Nur der Scheich selbst hatte sich von Halefs Schuss nicht einschüchtern lassen. Drohend schritt er auf mich zu. Ich allein versperrte den Fluchtweg.

»Bleib stehen«, gebot ich ihm, »sonst trifft die nächste Kugel dich.«

In seinen Augen sah ich den Irrsinn, der den Mann erfasst hatte.

»Ich warne dich!«

Mit einem schnellen Satz wollte er sich auf mich stürzen. Geschickt wich ich seinem Sprung aus und setzte ihm einen Hieb an die Schläfe. Ohnmächtig sank der Scheich auf den schwankenden Boden. »Herrlich, nicht wahr?«

Karl erschrak fürchterlich, als plötzlich ein Mann neben ihm stand und ihn ansprach.

»Herrlich, nicht wahr?«, wiederholte der Mann. Und weil Karl nicht antwortete, erklärte er: »Die Aussicht!«

»Ein Schauspiel, ja!«, sagte Karl, als er sich gefasst hatte.

»Verzeihen Sie, dass ich Sie so direkt anspreche, aber: Sind Sie der Doktor May? Karl May?« Neben dem Herrn stand ein Mädchen, vielleicht zwölf, das Karl ehrfürchtig ansah.

Karl straffte sich: Sehr wohl, natürlich, selbstverständlich – Dr. Karl May, genau der sei er.

Hoherfreut schüttelte der Herr Karls Hand und stellte sich als Professor Lesser vor, Dermatologe aus Berlin, Direktor an der Charité, mit seiner Tochter auf dem Weg nach Ägypten, die Pyramiden besichtigen, das Land bereisen, die Wüste sehen. »Auf den Spuren von Kara Ben Nemsis natürlich!«, setzte er zwinkernd hinzu, während er Karls Hand immer noch nicht loslassen mochte.

Er habe, erklärte er, Karls Namen auf der Passagierliste gesehen und ihn dann erkannt, weil in seinem Salon schon seit Jahren eine von Karls signierten Photographien stehe; seine Tochter – begeisterte

Leserin wie der Rest der Familie – habe sie einst per Brief von ihm erbeten. Immer wieder hätten sie alle diese Photographie bewundert: Old Shatterhand in seinem Gewand, in dem er schon durch den Westen gestreift war, durch all die Abenteuer, all die Gefahren; was für ein Segen, dass er stets heil zurückgekehrt sei, von den Komant-schen allein ...! – Aber er wolle ja nicht abschweifen; jedenfalls: nun hier ihn, Old Shatterhand persönlich, auf diesem Schiff zu treffen, das sei eine so ganz außerordentliche Freude, nein, eine solche Ehre, also Donnerwetter, er wisse gar nicht, was er sagen solle.

Karl, so zugetan, wie man nur sein konnte: Er müsse sich um das zu Sagende keine Sorgen machen, das aufrichtigste, freundlichste und größte Kompliment habe er ihm hiermit schon gemacht; und es sei ganz seinerseits immer die größte Freude für ihn, eifrigen Lesern zu begegnen.

»Aber was für ein Zufall«, sagte Lesser, »just hier auf dem Schiff!«

»Ich bitte Sie! Ich bin häufig auf Schiffen anzutreffen. Ich kann wohl schlecht um alle Meere herumreiten, wenn ich zu meinen Reisen aufbreche, nicht wahr?«

Herzlich lachend schüttelten Karl und Lesser einander weiter die Hand, und es wären wohl viele Männer an Lessers Stelle froh gewesen, sich bei diesem Seegang an einem solch formidablen Mann festhalten zu können. Denn Karls gutes Gesicht, die freundlichen kleinen Falten um seine Augen und das Haar, das sich vor der forschenden Stirn schon lang in streng zugeteilte Reservate zurückgezogen hatte; sein gemütlicher sächsischer Zungenschlag, seine Liebenswürdigkeit und seine überraschend weichen Hände – sie konnten nicht darüber täuschen, was doch ein jeder aus Karls Büchern wusste: dass diese Hände nämlich furchtbare Waffen waren, die einen jeden Gegner niederstreckten. Wie glücklich aber konnte man sich schätzen, wenn eine dieser Schmetterhände einen bei hohem Seegang hielten!

Schließlich wagte es auch Lessers Tochter, das Wort an Karl zu richten. »Vermissen Sie Winnetou sehr?«, fragte sie ihn.

Das sei aber nun vorlaut, mahnte ihr Vater.

Karl schaute sie an, Rührung im Blick, und beruhigte den Vater: Das sei schon in Ordnung und die Antwort doch so offensichtlich.

»Es vergeht keine Stunde, in der Winnetou mir nicht fehlt«, sagte er. Dann schaute er bewegt über das Meer.

Lesser und seine Tochter schwiegen mit ihm.

»Ich vermisse ihn auch«, sagte das Mädchen schließlich. »Als ich gelesen habe, dass er stirbt, habe ich eine ganze Nacht geweint.«

Karl beugte sich zu ihr hinunter.

»Ich habe Tage und Wochen um ihn geweint und tue es manchmal heute noch«, sagte er. Er spürte, wie Wasser seine Augen füllte.

Das Mädchen erwiderte seinen Blick, und Karl sah, dass auch sie Tränen sammelte.

»Aber unser Herrgott hat ihn zu sich genommen«, tröstete er sie beide. »Wir wissen ihn an einem guten Ort. Und von dort schaut er nicht nur auf mich hinab, sondern von nun an auch auf dich.«

Sie nickte tapfer.

Karl fiel etwas ein.

»Wenn Sie mich einen Moment entschuldigen wollen«, sagte er zu beiden, »dann würde ich Ihnen gern etwas vorführen.«

Und so machte Karl sich auf, über schwankendem Boden zurück in seine Kabine zu gelangen, während hinter ihm die Tochter ihrem Vater zuflüsterte, dass sie sich Old Shatterhand aber bedeutend größer vorgestellt habe.

Der kurze Aufruhr um seine sieben Koffer, in den Karl beim Einschiffen geraten war, hatte sich gelegt, nachdem Karl einen Blick in seine Kabine geworfen hatte: Es war einzusehen, dass man ihn und sein Gepäck dort unmöglich zusammen hineinstecken konnte. Auf der Rückseite streckte sich von Ecke zu Ecke ein Bett, rechts stieß eine gepolsterte Bank an dessen Fußende, und wenn ein Reisender auf der Bank saß, konnte er gegenüber leicht Waschtisch und Schrank erreichen. Zwar raunten Holzvertäfelung, kapitonierte Polster und elektrisches Licht diskret, dass man hier in der wirklich allerersten Klasse reiste, aber die Kajüte konnte Karl mit einem

Schritt durchmessen, und den Boden hätte einer der Überseekoffer alleine belegt. Diese drei waren im Laderaum offensichtlich besser aufgehoben.

Auf Zehenspitzen hockte sich Karl vor die besagte Bank und zog einen seiner drei verbliebenen Koffer hervor. Er ließ die Schnallen aufspringen, und kurz hielt er inne. Irgendetwas, meinte er, stimmte nicht. Aber auf Zehenspitzen in seiner schaukelnden Kabine hockend, verlor er einen Augenblick später das Gleichgewicht und sofort danach, hastig nach Halt suchend, auch den Gedanken aus dem Sinn.

Also erledigte er, wofür er gekommen war, und eilte zurück zu seinen Lesern.

Auf dem Promenadendeck hatten sich schon zwei Ehepaare zu Lesser und seiner Tochter gesellt, und längst waren sie unterrichtet, mit welcher Berühmtheit man das Schiff teilte. Die Dampfer des Norddeutschen Lloyd trugen meist Reisende aus dem Reich über die See, und dort kannte nun wirklich jeder den Namen May. Herzlich, ja, begeistert, wurde Karl auch von den Neuen begrüßt.

Der Wind pffif um ihre Köpfe, und Lesser fragte, was Karl ihnen denn habe zeigen wollen.

Gewiss, sagte Karl und tastete nach etwas unter seiner Weste. Dann aber griff auch der Wind in seine Jacke, und Karl zögerte. Es sei, sagte er, hier schlicht zu stürmisch. »Wüssten Sie vielleicht einen geschützten Platz?«, fragte er in die Runde.

Einer schlug den Rauchsalon vor, also zog man um. Auf dem Weg schlossen sich noch zwei weitere Passagiere an, und beim Betreten des Salons nickten einige paffende Herren Karls nun stattlicher Karawane zu. Karl nahm in einer Ecke Platz, und teils stehend, teils sitzend versammelte man sich um ihn herum. Er bat Lessers Tochter auf die Bank ihm gegenüber. Dann griff er in seine Weste und zog ein Medaillon hervor, das an einer Kette hing.

Er nahm die Kette vom Hals und hielt das Medaillon vorsichtig in den Fingern. Oval war es, ein wenig kürzer als Karls Daumen und aus Silber geschmiedet. Karl drückte den winzigen Hebel an der

Seite, und der Mechanismus sprang auf. Behutsam öffnete er die Flügel des Anhängers.

Innen lag ein schmales Büschel schwarzer Haare.

Karl legte das Medaillon in die rechte Hand und hob es ein wenig empor, damit alle seinen Inhalt betrachten konnten. Er wartete, ob jemand fragen würde, was das nun sei, doch keiner wagte es.

»Das«, sagte Karl schließlich, »ist eine Locke vom Haar Winnetous.«

Acht Gesichter beugten sich tiefer zu dem Medaillon.

»Ich habe sie von seinem Schopfe geschnitten, nachdem er in meinen Armen starb. Ich trage sie stets an meinem Herzen.«

Acht Menschen hielten die Luft an, aus Angst, die Reliquie versehentlich zu Boden zu atmen.

»Vom Häuptling der Apachen«, flüsterte Lesser so ergriffen wie vorsichtig.

Karl zupfte behutsam ein einzelnes Haar aus der Locke, fasste es mit Daumen und Zeigefinger und reichte es Lessers Tochter.

»Ich habe mir aufgetragen«, sagte Karl, »manch gutem Menschenkinde, das ich auf meinen Reisen treffe, ein Haar von Winnetous Haar zu schenken, um seinen Geist in die Welt zu tragen. Und in dir, mein Kind, wohnt viel Gutes, mein Blick für edle Herzen hat das sogleich erkannt.«

Lessers Tochter schaute auf Winnetous Locke. Es war das Kostbarste, was sie in ihrem Leben je gesehen hatte.

Karl hielt das Haar und nickte ihr ermutigend zu. Schließlich öffnete sie die Hand, und Karl legte es feierlich hinein. Sie hob es vor die Augen und betrachtete das Haar einige lange Momente, dann schlossen sich ihre Finger darüber zu einer schützenden Faust.

Karl klappte sein Medaillon zusammen und verstaute es wieder unter seiner Weste, die Vorgebeugten richteten sich auf und wagten wieder zu atmen.

»Bewahr es gut auf«, mahnte Karl.

Lessers Tochter war zu bewegt, um sich zu bedanken, und ihr Vater war zu bewegt, sie deshalb zu ermahnen. Mit einem stolzen

Nicken erlaubte er ihr, den Schatz rasch an einem sicheren Ort zu verstauen, und sie schlüpfte hinaus.

»Er war ein großer Mann«, sagte Lesser in die Stille des Rauchsalons.

»Ich bin stolz, dass ich ihn einen Freund nennen durfte«, sagte Karl.

»Also ist es wirklich wahr«, fragte einer der Männer, »alles, was Sie geschrieben haben?«

»Alles«, sagte Karl, »hat sich genauso ereignet.«

Andächtig schwieg man.

Und auch, nachdem die Tür längst hinter Lessers Tochter zugeschlagen war, blieben die Anwesenden zu ergriffen, um sich zu fragen, warum Karl eigentlich erst zurück in seine Kabine hatte gehen müssen, um ihnen etwas zu zeigen, das er doch stets am Herzen trug.

Im Laufe des Nachmittags wuchs die Karawane, die Karl hinter sich herzog, auf reichlich 20 Menschen. Bis es Zeit zum Abendessen war, wusste jeder in der ersten Klasse, dass der größte Abenteurer des Deutschen Reichs an Bord war. Und nur einmal kurz musste Karl sich von seinen Lesern trennen, um in seiner Kabine den Abendanzug anzulegen.

Karl wollte sich beeilen, um keine Minute der köstlichen Aufmerksamkeit zu verschwenden, aber als er sich vor die Bank hockte, um den viertgrößten seiner Koffer unter ihr hervorzuziehen, stutzte er wieder, wie schon am Mittag, nur spülte diesmal keine Welle den Gedanken fort. Und nachdem er im Geiste seine Koffer durchgezählt hatte, ging ihm auf, was genau ihn zuvor gestört hatte: drei Koffer bei ihm, drei im Laderaum, aber eigentlich sollten es sieben sein.

Ein Koffer fehlte.

Karl riss die beiden anderen auf, um zu sehen, welchen er vermisste. Natürlich, dachte Karl, natürlich und wie könnte es anders sein: Ausgerechnet! Wie sollte er denn, dachte Karl, wie sollte denn Kara Ben Nemsi bald im Orient ohne ...! Hatten die Burschen den Koffer morgens doch noch in den Laderaum getragen? Dort lagerten doch eigentlich nur die größten. Hatten sie ihn verloren?

Eilig stürzte Karl in die Jacke, blieb noch im rechten Ärmel hängen, dann ging es doch, und schon polterte er zur Tür hinaus. Auf dem Zwischendeck fand er einen Steward, um sich bei ihm zu ent-rüsten.

Man schickte nach dem Laderaum. Fast wäre Karl selbst mit hinabgestiegen, doch davon hielt man ihn ab. Die Boys fanden seine drei großen Koffer dort unten, aber keinen vierten. Karl war außer sich.

»Er wird an Land geblieben sein. Mit dem nächsten Schiff können wir ihn nachschicken lassen«, beruhigte der Steward.

»Wir müssen umkehren!«, forderte Karl.

Erst mit dem Versprechen, sofort im nächsten Hafen nach seinem Koffer telegraphieren zu lassen, konnte der Steward Karl einigermaßen beruhigen, und unter Dienern und Entschuldigungen schob er ihn schließlich zurück zu seiner Kabine.

Natürlich war Karl zu spät, als er endlich, im Abendanzug und besänftigt, in den Salon der ersten Klasse trat.

Beim Einschiffen hatte Karl nur kurz einen Blick in den leeren Saal geworfen, jetzt sah er ihn im vollen Ornat, fast voll besetzt mit hundert Menschen. In seiner Mitte streckten sich zwei lange Tafeln längs-schiffs und drängten einige kleinere Tische an den Rand: unter die Bullaugen, zwischen denen vergoldeter Stuck Portraits preußischer Monarchen umkränzte. Ein Lichtschacht öffnete oben die halbe Raumdecke, durch den tagsüber die Sonne hereinfiel. Nun glänzte er im Licht der Glühbirnen, und an seinen Wänden erzählten barocke Landschaftsmalereien von daheim. Daneben grüßten Engelsfiguren zu Karl hinab.

Karl erblickte Professor Lesser, der ihm in der entferntesten Ecke des Raumes einen Platz frei gehalten hatte, und ging hinüber. Und wo Karl auch vorbeischnitt, glühten die redlich prasselnden Unterhaltungen sofort hinunter. Einer stieß den anderen an, Schlecht-platzierte drehten sich herum, und bis Karl die Ecke erreichte, in die Lesser ihn gewinkt hatte, waren alle Gespräche im Raum zu einem verstohlenen Zischeln abgekühlt.

Die letzte laute Stimme gehörte einem Mann, der schräg gegenüber von Lesser saß und Karl den Rücken zudrehte. Gerade dozierte er in kerzengerader Haltung, dass »... wenn der Franzose vor Kamerun frech wird, unsere einzige Entgegnung sein darf, und zwar mit harter Hand ...« – aber dann bemerkte auch er, dass es still geworden war, und drehte sich um.

»Darf ich Ihnen vorstellen? ...«, hob Lesser an.

Aber das durfte er dann schon nicht mehr.

»Herr Doktor May!« Der Kerzengerade warf seine Serviette auf den Tisch und sprang auf. Er stellte sich dicht vor Karl hin, unmanierlich dicht, es war eng zwischen den Tafeln, und dann schüttelte er Karl die Hand, wie nur je eine Hand begeistert geschüttelt worden war. »Eine solche Freude«, rief er, »eine solche Ehre! Auf diesem Schiff, und mit Ihnen!«

Um ihn herum sprangen nun alle auf, Karl zu begrüßen. Einige besonders Vorwitzige eilten gleich durch den ganzen Raum, damit Karls Licht auch auf sie fiel; den besonders Vorwitzigen folgten bald die durchschnittlich Vorwitzigen, schon war der halbe Saal auf den Beinen, und vor Karl bildete sich eine Schlange.

Erst die eintreffenden Teller des nächsten Ganges lösten das Gedränge. Man hatte Karl den Ehrenplatz am Kopf der Tafel frei gehalten. Bei Suppe und Fisch ließ er sich dort bereitwillig ausfragen.

Wohin denn seine Reise gehe?, wollte der Erste erfahren.

Von Ägypten aus in den Sudan, sagte Karl, später nach Palästina und Persien, und natürlich würde er seinen lieben Hadschi Halef Omar treffen. Und gleich wurde es interessant.

Die Abenteuer! Genau wollte Karls Tisch noch einmal alles von ihm wissen. Wie er einst auf dem Weg durch die Wüste den diebischen Abu Hammed in die Hände gefallen war und nur entkommen konnte, weil er für sie einen Löwen erlegte, den 20 ihrer Männer nicht zu jagen wagten. Wie er ein anderes Mal dem Häuptling der Kiowa mit einem Schuss beide Knie zertrümmert hatte. Wie er den Schut, den größten Räuber des Balkans, in seinem unterirdischen Versteck gestellt – und vorher nur durch Klugheit eine Falltür ent-

schärft hatte, die den sicheren Tod bedeutet hätte. Karl erzählte von erlegten Bären, von Hinterhalten in Talkesseln, belauschten Feinden, von Gefangennahme und Befreiung. Und wie konnte er all die Gefahren und Gefährten lebendig werden lassen! Das listige Lachen Sam Hawkens führte er ebenso mitreißend auf wie den finsternen Blick des Schut; er duckte sich unter Schüssen, und wenn es die Erzählung erforderte, drohte er seinen Tischgefährten wie einst seinen Gegnern – ja, es war doch ganz so, als würde Karl die Abenteuer für seine Zuhörer noch einmal durchleben. Weder vom Fisch noch von Zwischengang und Braten konnte Karl viel essen, nur hin und wieder schob er hastig einige Bissen hinunter, in den kurzen Momenten, wenn man ihm eine Frage stellte. Karl war selig. Der Salon beeindruckt.

Jedenfalls zum allergrößten Teil.

Dem kerzengeraden Franzosenschreck gegenüber nämlich saß ein Mann, der ein wenig älter sein musste als Karl. Im hageren Gesicht trug er noch die Bartmode Kaiser Wilhelms I.: gen Himmel gewichster Schnauzer wie dessen Enkel, aber umrankt von Backenbart. Nachdem Karl sich gesetzt hatte, hatten der Kerzengerade und Backenbart kurz weiter den Franzosen eingekreist, und streng rang Backenbart dazu seinen Fisch nieder, ohne ihm eine einzige Gräte durchgehen zu lassen. Dann aber wandte der Kerzengerade sich Karl zu; und weil auch sonst alles Karl lauschte, musste Backenbart das auch tun.

Wenn aber die anderen vor Spannung beim Essen stockten, klappte er mit dem Geschirr. Wenn sie lachten, schnaubte er; wenn sie applaudierten, saß er reglos da und blitzte Karl an. Die anderen wetteiferten, wer den vollständigen Namen Hadschi Halef Omars auf-sagen konnte; er trank still. Mehr als eine Stunde ging das so. Dann brachten die Pagen den Käse, und Backenbarts Selbstbeherrschung konnte ihre Stellung offensichtlich nicht mehr halten.

Karl kämpfte gerade noch einmal für sein Publikum das Duell mit Intschu-Tschuna und krümmte Winnetous Vater dabei erneut kein Haar. Längst hatten alle Gäste ihre Stühle zu ihm gedreht und folg-

ten ihm gebannt auf der Verfolgungsjagd durch den Fluss. Nur der Kerzengerade, immer noch hungrig, begrüßte kurz und leise den nächsten Gang: »Ah, der Käse!«

»Seit einer Stunde höre ich nichts anderes«, murmelte Backenbart, kaum lauter.

»Wie meinen?«, flüsterte der Kerzengerade.

»Dieser Unfug ist ja nicht zum Aushalten«, flüsterte Backenbart.

Der Kerzengerade verstand ihn nicht.

»Nicht zum Aushalten«, sagte Backenbart etwas weniger leise, aber Intschu-Tschuna war gerade dabei, laut seinen Tomahawk nach Karl zu schleudern, und übertönte alles.

Der Kerzengerade legte fragend die Hand ans Ohr.

»Dieser Unfug ist ja nicht zum Aushalten«, sagte Backenbart, nun laut und deutlich.

Die Köpfe drehten sich zu ihm.

Er hatte exakt Karls dramatische Pause vor dem Einschlag des Tomahawks getroffen.

Das war nun etwas mehr Aufmerksamkeit, als eine Bemerkung, die geflüstert wird, gemeinhin erhofft. Aber wo Backenbart es nun schon ausgesprochen hatte, musste er auch zu seinem Wort stehen.

»Ein Unfug«, wiederholte er.

»Was ist ein Unfug?«, fragte Lesser.

»Diese albernen Märchen: Gauner mit einem Schlag niederstrecken, Grizzlys mit dem Messer erlegen, Armeen von Wilden befehligen ... das ist: Unfug.«

Alle schauten zu Karl. Der war noch ganz berauscht von seinem eigenen Abenteuer.

»Aber wenn Sie wüssten, was als Nächstes geschah!«, sagte er und fuhr fort: »Knapp verfehlte mich der Tomahawk, aber nun stürzte Intschu-Tschuna auf mich zu; ich bückte mich, und er flog über mich hinweg, ich wusste, ich musste ihn niederringen, sonst wäre ich verloren. Also«, sagte er bedeutungsschwer, »nahm ich seinen Tomahawk an mich.«

Wieder machte er eine dramatische Pause.

»Ihre Fähigkeiten sind wirklich unglaublich«, sagte Backenbart.

»Das ist richtig«, sagt Karl. Erst jetzt nahm er die Unterbrechung wirklich wahr.

»Mir zum Beispiel fällt es schwer, überhaupt etwas davon zu glauben.«

»Weil Sie die Welt nie so kennengelernt haben wie ich«, sagte Karl.

Der Salon war ungehalten über die Störung. Noch schwieg man, denn Karl, da war man sicher, würde den Herrn schon in die Schranken weisen können.

»Aus 20 Schritt wollen Sie einem springenden Löwen ins Auge geschossen haben?«, fragte Backenbart. »Im Dunkeln?«

»Es wäre auch aus 100 Schritt gegangen!«, sagte Karl.

»Und 10.000 Apachen betrachten Sie als einen Häuptling?«

»15.000 sind es, die mir durch jede Gefahr folgen würden.«

»Und wie viele Sprachen, hatten Sie vorhin noch gesagt, beherrschen Sie?«, fragte Backenbart. »Waren es 70?«

»700 sind es!«

»Das kann kein Mensch.«

»Mehr als 800, wenn man alle Dialekte einrechnet«, triumphierte Karl.

»Und Sie wollen Männer niedergeschlagen haben, doppelt so breit und einen Kopf höher als Sie?«

»Selbst wenn ich gefesselt wäre!«

»Ich glaube Ihnen kein Wort.«

»Das empfehle ich Ihnen aber!«

»Weil Sie mich sonst mit einem Fausthieb niederstrecken?«

Karl hatte der Kampf gegen Intschu-Tschuna so sehr mitgerissen, dass er jederzeit bereit gewesen wäre, gegen einen Bären zu kämpfen. »Auf der Stelle würde ich es tun«, sagte er.

Backenbart stand auf.

Er musste über 70 sein. Hager wie ein Windhauch war er, reichte Karl nicht bis zur Nase und stützte sich auf einen Stock. Er ging zwei Schritte auf ihn zu, um zu beweisen, wie klapprig seine Beine

waren. Seine Knochen konnten mit seinem Schneid nicht mehr mithalten.

»Schön«, sagte er, »schlagen Sie mich nieder. Ich wüsste nicht, dass damit eines Ihrer Abenteuer bewiesen wäre.« Er zeigte auf Lessers Tochter: »Sie könnte mich genauso fällen und wäre trotzdem kein Shatterhand.«

Hier und da raunte man empört.

»Niemals würde ich mich an Schwächeren vergreifen«, sagte Karl großartig.

So ist es richtig, murmelte der Salon.

Daraufhin Backenbart, listig: »Aber vielleicht können Sie uns Ihre Kunst an einem angemesseneren Gegner vorführen.« Er sah sich in den Reihen um und entdeckte einen jungen Mann, der die anderen schon im Sitzen um einen halben Kopf überragte. Er hatte rote Wangen und Schultern wie ein Ochse. »Wie wäre es mit unserem Freund hier?«, fragte er und deutete einladend auf ihn.

»Ich werde doch nicht zu Ihrem Vergnügen einem Unschuldigen ein Leid antun«, sagte Karl.

Das Genauso-ist-es- und Wo-kämen-wir-denn-da-hin-Gemurmel schwoll an. Karl sah Backenbart fest in die Augen.

Die Kellner unterbrachen das Duell. Sie brachten neuen Wein zum Käse, und Backenbart ließ es gut sein. Am Stock kehrte er zu seinem Platz zurück.

»Ich könnte Ihnen gern eine Probe meiner Reitkunst geben«, sagte Karl ihm hinterher, »aber mein Pferd mochte keine Kabine mit mir teilen.«

Herzlich lachte man. Nein, dieser May!

Bis nach dem Nachtschiff blieb es friedlich. Karl durfte weiter ungestört berichten, aber wer genau hinschaute, sah, dass ihm nicht mehr alle begeistert folgten. Manch einer hatte Karls Herausforderer ermunternd zugewinkt oder suchte seinen Blick. Spöttisches Kopfschütteln deutete an, dass einige ebenso dachten wie er. Dann kam der Kaffee.

Karl, bald heiser vom Sprechen, war dankbar für Pause und heißes Getränk. Und vielleicht hätte Backenbart nun auch kein zweites Lasso mehr nach ihm geworfen, wenn Karl ihn nicht verspottet hätte. Doch nun ließ er Karl bloß zwei Schlucke nehmen, dann wandte er sich wieder an ihn.

»Herr May. Es mag mir gerade nicht einfallen: Was heißt noch gleich ›Seekrankheit‹ auf Portugiesisch?«

Karl, überrumpelt, ahnungslos und fern der Lexika an seinem Schreibtisch, die für ihn alle Sprachen kannten, schwieg.

»Das müssen Sie doch wissen«, sagte Backenbart. »Unter all den Sprachen, die Sie beherrschen, da muss doch auch das Portugiesische sein.«

Karl brauchte kurz, eine Antwort zu finden. »Die Portugiesen«, erklärte er dann, »sind seit Generationen ein seefahrendes Volk. Durch die Gewöhnung ist die Krankheit dort unbekannt, und darum kennt das Portugiesische auch kein Wort dafür.«

Backenbart tat, als lache er. »Es gibt eins, zufällig weiß ich es genau. Wie viele Sprachen, hatten Sie noch gleich gesagt, beherrschen Sie?«

»600. Vielleicht ein paar weniger.«

»Ich behaupte, Sie sprechen keine einzige davon.«

»Sie sind unverschämt.«

»Und Sie sind ein Scharlatan. Man sollte Sie in der Zeitung bloßstellen – oder gleich vor Gericht bringen.«

Fassunglos abgesetzte Tassen klirrten auf Untersetzer. Karl war empört. Der Salon war empört. Das nun war eine Beleidigung, die kein Mann hinnehmen konnte. Ganz war man auf Karls Seite, als er Backenbart aufforderte, diese Ehrabschneidung sofort zurückzunehmen.

»Beweisen Sie, dass ich im Unrecht bin, und ich werde Ihre Ehre auf alle denkbaren Weisen wiederherstellen«, sagte Backenbart.

»Sie nehmen das zurück!«, verlangte Karl.

»Wenn Sie eine Probe Ihrer Fremdsprachen geben. Es ist kein Schlag. Niemand wird verletzt.«

Karl lehnte entschieden ab.

Aber auch Backenbart weigerte sich weiter, seinen Anwurf zurückzuziehen, und in der Folge spaltete sich der Salon rasch: in eine kleine Gruppe, die nun ebenso eine Probe von Karls Fähigkeiten forderte, und eine große, die Karl vehement beisprang, denn solche Grobheiten durfte man sich nicht bieten lassen.

Noch ging es gesittet zu. Karl und Backenbart drohten sich mit einigen Ich-warne-Sies und Hüten-Sie-sichs, doch rief man nicht durcheinander, man war schließlich in der ersten Klasse und nicht im Orient, jedenfalls noch nicht. Dann aber nannte ein Regierungsrat aus Gera, der an einem der kleineren Tische saß, einen Schraubenfabrikanten aus Gotha, der ihm gegenüber platziert war, einen Naivling. Der beleidigte ihn daraufhin als bornierten Polterkopf, und bald rief man doch durcheinander. Es fielen Sätze, die ihrerseits wieder als Beleidigung gelten konnten. Auch über deren Auslegung wurde gestritten. Männer waren gekränkt, Ehren verletzt, Frauen der Ohnmacht nahe, und der Streit um Karls Fremdsprachenkunst hatte Kinder und Enkel bekommen. Ähnlich hätte wohl nur die Anwesenheit von Sozialdemokraten die erste Klasse erregen können. Karl saß dazwischen und überlegte, ob es wohl besser wäre zu gehen.

Der Kaffee aber war noch nicht kalt, als zwei Herren zu ihm an den Tisch kamen, um sich vorzustellen. Beide waren Notare. »Wir hätten einen Vorschlag«, sagte der Notar, der etwas dicker war als der andere.

Zum einen treibe sie die Neugier, sagte der Notar, der etwas dünner war als der andere. Zum anderen seien sie besorgt, dass dieser schöne Abend im allgemeinen Missklang enden könnte. Darum wolle man nun mit der Bitte an Karl herantreten, den Streit zu befriden: Karl solle doch tatsächlich eine Probe seiner Sprachkunst geben. Seine bisherige Weigerung, dies zu tun, sei nach der ehrabschneidenden Beleidigung völlig berechtigt gewesen, denn ein Nachgeben hätte ihn in diesem Falle selbst beschädigt. Nun bitte man ihn aber, die allgemeine Unruhe zu stillen. An seinen Fähigkeiten bestünden ja keine Zweifel, und nach ihrem Dafürhalten würde Karls Ehre, wenn er nun eine Probe ablege, keinen Schaden davontragen,

weil er damit ja eben nicht auf die Forderung eines Mannes einginge, der sich durch sein Verhalten selbst disqualifiziert habe, sondern nur dem Ersuchen würdiger Männer nachkäme, die höflich bäten, einen Streit zu schlichten, der die ganze Reise zu verderben drohe.

Karls Tischnachbarn hatten mitgehört.

»Das scheint doch die einzig vernünftige Lösung«, sagte Lesser.

»So können alle Seiten ihr Gesicht wahren«, pflichtete ein anderer bei.

»Vielleicht wäre es das Beste, ich ginge zurück an meine Arbeit«, schlug Karl vor, aber das ließ man nicht gelten.

Schnell sprach der Vorschlag sich herum, und überall im Salon hielt man ihn für gelungen.

Der Saal schaute auf Karl.

»Ich kann das nicht tun«, sagte er.

»Aber warum?«, fragte der Notar, der etwas dünner war als der andere.

»Es bleibt eine Unverschämtheit«, sagte Karl.

Der Notar, der etwas dicker war als der andere, gab zu, dass man ihn schon sehr bedränge. »Aber die Probe würde nicht nur den allgemeinen Streit schlichten, sondern jeden Zweifel an Ihrer Person – wie ich sagen möchte: offensichtlich unberechtigten Zweifel an Ihrer Person – aus dem Weg räumen; keiner der Anwesenden könnte Ihre Fähigkeiten noch einmal infrage stellen, ohne sich selbst äußerst zu schaden«, sagte er.

»Keine weiteren Proben danach?«, fragte Karl.

»Nein«, sagte der Notar, der etwas dünner war als der andere.

»Trotzdem«, sagte Karl.

»Herr Doktor May!«, rief der Notar, der etwas dicker war als der andere.

Karl versuchte noch, sich weiter zu verweigern. Aber nicht lang, und er konnte dem Druck der vielen Blicke nicht mehr standhalten. Eine Probe seiner Fremdsprachen, sagte er schließlich, gut, schön, auch wenn ihn das Misstrauen äußerst kränke, dann gebe er eben eine Probe, aber zu seinen Bedingungen.

Einverstanden, sagten die Notare.

Karl versuchte, Zeit zu gewinnen: vielleicht, wenn man morgen, oder nach einer Cigarre ...? Aber alles Essen war abgetragen, die Stunde spät, und die Probe sollte, darauf müsse man aber nun bestehen!, sofort abgelegt werden.

Karl musste einlenken. Die Emissäre zogen sich zurück.

Wieder überlegte Karl, einfach zu gehen. Hinaus und die Treppe hinauf in die Kabine, die Türe schließen und nicht wieder hervorkommen. Bis Ägypten, dachte er, sind es jetzt auch nur noch drei Tage.

Umständlich zog er ein Taschentuch aus der Jacke und putzte sich die Nase. Dann nahm er erneut den letzten Schluck seines Kaffees, der längst getrunken war. Er lehnte sich zurück und begann halblaut zu murmeln, als würde er besonders sorgfältig in den Schubladen seines Gedächtnisses kramen: »Was könnte ich Ihnen denn ...? Was würde die Herrschaften denn unterhalten ...?« Er betrachtete das Taschentuch. Es trug seine Initialen, Emma hatte es ihm zum Abschied geschenkt. Er wischte damit über seine Stirn und schaute den Lichtschacht hinauf. Dort saßen zwei Engel auf vergoldeten Ornamenten und trompeteten in seine Richtung. Aber sie halfen ihm auch nicht.

Karl stand auf.

Das Tuch in der Hand, ging er gemessen an die Stirnseite des Raumes. Die Gäste in ihren Stühlen drehten sich ihm hinterher. Hundert Gesichter wandten sich ihm zu, die meisten mit Begeisterung und Vorfreude, und nur die wenigen – unter ihnen ausschließlich Herren – schauten spöttisch; überzeugt, nun einen Hochstapler beim Auffliegen beobachten zu können.

Rechts und links in der Wand lockte Karl eine Tür. Er zögerte. Seine Kabine konnte man sogar von innen verschließen. Niemand würde ihn mehr sehen.

Dann jedoch blieb er stehen und stellte sich in die Mitte der Wand vor das Klavier.

»Ich möchte Ihnen«, begann er, »ein Gedicht in der chinesischen

Sprache vortragen. Gelernt habe ich es, als ich vor vielen Jahren in China durch das Land um Faogao-Schidang reiste. Es ist die Ballade vom Waisenmädchen Schao-Se. Sie besiegt den Drachen Fung-Tschu im Kampf, der ihr dafür die Zukunft weissagt.«

Karl räusperte sich. Er hatte den Weg durch den Salon vor allem zurückgelegt, um sich einige Sekunden zu schenken. Bislang waren ihm diese acht Silben eingefallen, aus denen sich drei Namen zaubern ließen – viel mehr jedoch nicht.

Er tupfte den Mund mit dem Taschentuch ab und gewann einen weiteren Augenblick.

»Wollen Sie nicht doch reiten?«, fragte Backenbart in die Stille. Einige lachten, dann wurden sie niedergedraunt.

Karl schloss die Augen. Er hob an.

»Sch nii!«

Laut hallte es durch den Salon. Karl nahm seine Stimme zurück.

»Chiao me bao tschiao,

Ba leng Schao-Se ke sching la peng.«

Karl öffnete die Augen.

Niemand im Salon rührte sich. Von fern schnauften die Dampfmaschinen, und die Gesichter vor Karl waren schwer zu deuten. Schauten sie in Erstaunen oder Entsetzen?

»Ka bong te tong,

Ba long ning nie Fu-Tschu sche fong.«

Karl würfelte alle Silben durcheinander, die ihm in den Sinn kamen.

»Bin za fa meng scha li,

Fi bal kai mins ta se.«

Die Chinesen, das immerhin hatten Karl einst die Lexika gelehrt, ordneten ihre Wörter auch nach verschiedenen Tonhöhen. Also ließ er die Satzmelodie springen und begann, sie mit kleinen Gesten zu dirigieren.

»Uo sching ka de, le in ka tsee,

schang boi li meen.«

Karl schaute kurz zu Backenbart hinüber. Der blickte triumphie-

rend zurück. Offensichtlich bestand für ihn kein Zweifel, dass er gerade dabei war, einen Gauner zu überführen.

Vielleicht, dachte Karl, muss man die Vokale mehr dehnen.

»Schiiii, laseee sche daseee,
letsoo, de biang biang bong.«

Bedrohlich wisperte er:

»Na lao b schao tse schi,
Ni tiao, schi biao, le ke.«

Dann, jetzt, der dramatische Höhepunkt. Karl donnerte:

»La kom, lao schi tsching kan.

Tso pao!«

Und dann, sanft, fügte er hinzu:

»Schai bun le kai schin tsao,
Rai sun de bei tsin bao.«

Ende.

Die Spannung wich aus seinem Körper.

Man sah Karl mit großen Augen an.

Die Schiffsmaschinen stöhnten in die Stille des Saales.

Unsicher sprang Karls Blick über die Mienen des Publikums – bis an der Tafel links von ihm schließlich ein Herr den Bann brach. Er sprang auf, und im Hinaufschnellen begann er zu klatschen, und schon fiel der zweite ein, jedes Klatschen entfachte fünf weitere, und im Nu war der Saal auf den Füßen. »Bravo!«, riefen die Herren. »Bravo!« »Ergreifend!« »Hoch May! Hoch!«

Die Damen tupften sich Tränen aus den Augenwinkeln.

Karl verbeugte sich leicht nach allen Seiten, dann kehrte er im Triumph an seinen Platz zurück. Das Tuch in seiner Hand war nass von Schweiß.

Backenbart saß mit verschränkten Armen da, und als Karl an ihm vorbeiging, sagte er, vielleicht nur zu sich, aber laut genug, dass Karl es hören konnte: »Die Leute glauben wirklich jeden Unfug, wenn sie ihn glauben wollen.«

An seinem Platz beglückwünschte man Karl herzlich zu seinem Streich. Immer noch wurde applaudiert, er verbeugte sich noch ein-

mal in kleiner Runde, und erst dabei bemerkte Karl den Zweiten an ihrem Tisch, der nicht aufgestanden war.

Am Fuß der Tafel saß ein hagerer Mann, noch einmal fünf Stühle weiter als Backenbart. Er hockte da, einen Arm leger auf der Lehne, als würde ihm der ganze Saal gehören. Mit der freien Hand machte er Notizen in ein kleines Buch, das auf dem Tisch lag.

Langsam verebbte der Applaus. Bald saß man wieder.

»Übersetzen Sie uns ein wenig«, bat Lesser. »Was weissagt der Drache über die Zukunft?«

Karl sah, dass der Stift kurz innehielt. Der Hagere sah ihn an.

»Die Zukunft wird golden sein«, sagte Karl.

Der Hagere schrieb es auf.

9. April 1899



*Vor Port Said,
Ägypten, Osmanisches Reich,
unter britischer Besatzung*

Seine Kabine schlief noch in völliger Dunkelheit, als Karl die Augen aufschlug. Draußen glitt der Ozean still an der »Preussen« vorbei, und in seinem Bett versuchte Karl, sich zurück in den Schlaf zu wälzen. Die Ahnungen jedoch, welche ihn aus unruhigen Träumen geschreckt hatten, umzingelten ihn weiter. Reglos lag er da, hellwach, und das einzige Geräusch, welches sich in den Puls des Schiffes mischte, war das seiner Wimpern, wenn sie beim Blinzeln über das Kopfkissen schabten.

Es wird nicht reichen, dachte Karl, während er in die Finsternis starrte: Alle Briefe der Welt werden die Katastrophe nicht verhindern. Wieder hörte er die Stimme Emmas durch die Tür seines Arbeitszimmers zeternd, nachdem er diese vor ihr zugeschlagen hatte: »Wenn es nur darum geht, Postkarten zu schreiben, reichen doch ein paar Tage in Kairo! Warum denn gleich Monate? Karl? Karl!« Damals hatte er sich einfach an das Fenster gestellt und nicht mehr geantwortet. Doch nun, in der Dunkelheit, meinte er noch immer Emmas Knöchel zu hören, wie sie gegen das Holz klopfen, dabei war es nur das Stampfen der Maschinen.

Alles ist verloren, dachte Karl.

Schließlich machte er Licht, kleidete sich an und setzte sich an den kleinen Tisch neben dem Bett. Er nahm das Adressbuch zur Hand, das Emma ihm zusammengestellt hatte, und dazu einige Postkarten

aus Genua. Während im Bullauge seiner Kabinentür der anbrechende Tag dem Horizont einen hellen Rand malte, griff Karl zur Feder. Wenn das Drama seines Lebens ihn nicht schlafen ließ, dann half doch meist die Arbeit.

Die Erinnerung an Emmas Vorwürfe hatte er bald von sich geschrieben. Zwölf Postkarten an Redaktionen, die er von Port Said aus über seine Pläne unterrichten würde, drei Briefe an Bekannte, in denen er künftige Abenteuer schilderte, und ein Brief an Emma trösteten ihn über den Schrecken des Aufwachens hinweg. Doch als der erste Sonnenstrahl durch das Bullauge in sein Zimmer fiel, ging er hinaus, betrachtete am Horizont das Leuchten des aufziehenden Tages und war noch immer nicht beruhigt.

Nicht mehr weit bis Port Said, dachte Karl,
und die Ruhe und Kaltblütigkeit, welche ich mir einst bei den Apachen abgeschaut hatte, ließ mich auch jetzt nicht im Stich.

Er ging hinaus auf das Sonnendeck, um dort unsterk im Kreis zu laufen. Während die »Preussen« durch eine nachgiebige See schnitt, stieg schnell die Sonne auf. Ihre Strahlen streichelten das Deck, sie umarmten Karl und ließen die Sturmtaucher leuchten, die ohne Flügelschlag neben dem Schiff segelten. Karl lief allein über die gescheuerten Holzplanken, im tiefgelben Licht; und als er sich schließlich backbords an die Reling stellte, warf er einen Schatten, so lang, dass er auf der anderen Seite über Bord fiel.

Es ist doch eigentlich, dachte Karl, ein himmlischer Frieden hier.

In seiner Kabine standen die Koffer bereits gepackt, bis auf jenen, der fehlte. Hotels in Port Said, Ismailija und Kairo waren gebucht, die Fahrten mit Bahn und Kutsche vorbestellt. Bis Kairo hatte er alles geplant, danach würde man sehen.

Trotzdem zwickte die Unruhe ihn.

Dann hörte er Schritte. Erst auf dem Deck unter ihm, danach auf der steilen Treppe. Mit jedem Schlag von Ledersohlen auf Stahlstufen wuchs ein Stück eines Mannes empor, bis er schließlich vollständig auf dem Sonnendeck stand. Karl erkannte ihn. Sie waren sich in den vergangenen Tagen mehrmals begegnet und hätten zweimal bei-

nahe ein Gespräch begonnen, dann jedoch hatte der Strom von Karls Bewunderern ihn immer wieder abgetrieben. Er war wohl etwas jünger als Karl und von der Gestalt einer Birke, die sich gegen den Wind in zu lockeren Boden krallt. Überhaupt alles an ihm war dünn: die Arme, das Haar und die Haut, die sich über seine spitzen Wangenknochen spannte. Unter der Nase hielten zwei tiefe Kummerfalten einen schmalen Mund, der, wenn er sich öffnete, eine Lücke zwischen den Schneidezähnen entblößte. Er kleidete sich noch nachlässiger als Karl, der sich oft genug von Emma etwas über nicht zusammenpassende Anzugteile anhören musste.

Der Hagere war keine bemerkenswerte Erscheinung, und vielleicht wäre er Karl nie aufgefallen, hätte er Karl nicht aus jeder Menschenmenge mit einem eigentümlich starren Blick betrachtet, als würde er durch ein Fernglas in seine Seele schauen – und hätte er nicht außerdem bei jedem zufälligen Treffen das Notizbuch bei sich getragen, in das er schon Tage zuvor an Karls Tisch geschrieben hatte. Wenn Karl einem Publikum von seinen Abenteuern berichtete, stand der Hagere oft dabei, hörte aufmerksam zu, stellte keine Fragen und notierte.

Unter den Passagieren der »Preussen« hatte sich in den vergangenen Tagen die Spaltung vertieft, May-Freunde und May-Skeptiker bildeten längst zwei Lager. Karl wurde nach seinem Auftritt keine weitere Probe mehr abverlangt, und wohin er auch kam, klumpten sich Bewunderer um ihn. Sein Vortrag jedoch hatte die Gegner nicht bekehrt, im Gegenteil: Ihre Zahl war gewachsen, und sie fanden sich um Backenbart zusammen. Karl mied sie so gut es ging. Der einzige Raum des Schiffes, in dem beide Parteien sich nicht aus dem Wege gehen konnten, war der Speisesaal, und weil er keine feste Sitzordnung kannte, wurden bald Reservate abgesteckt. Die Skeptiker fanden ihr Zentrum hinten links, anfangs nur an einem der kleineren Tische. Karl bevorzugte bei den Mahlzeiten einen Sitzplatz vorne rechts, umringt von Freunden, deren Begeisterung ihn so sehr fesselte, dass er kaum bemerkte, wie seine Gegner mit bald jeder Mahlzeit einen weiteren Tisch gewannen. Es war wohl gut, dass

die Passage bald endete, bevor das Misstrauen bis in seine Ecke wucherte. Den Hageren aber hatte Karl oft bei seinen Gegnern stehen sehen, wie er lauschend in sein Büchlein kritzelte.

Er wünschte Karl einen guten Morgen, stellte sich einige Meter neben ihn an die Reling und bemühte sich gar nicht darum, so auszusehen, als sei er zufällig hier.

Auch er zündete sich eine Zigarette an.

»Es muss für Sie ja ein Nachhausekommen sein«, sagte er.

»Wie meinen?«, fragte Karl.

»Unsere Landung in Ägypten. Für Sie doch sicher wie ein Nachhausekommen.«

Karl betrachtete ihn, wie er über die See schaute. »Ja«, sagte er schließlich, »aber wenn man überall zu Hause ist, ergreift einen auch überall das Heimweh.«

Der Hagere hob die Mundwinkel und nickte. Dann stellte er sich vor als Georg Scharffenstein, Redakteur beim Preussischen Courier in Berlin, »einem, wie ich wohl zusetzen darf, der bedeutendsten täglichen Presseorgane unseres schönen Reichs«.

»Aha«, sagte Karl und rückte sogleich ein wenig von ihm fort. Doch ob er nun misstrauisch oder neugierig sein sollte, konnte er nicht recht entscheiden. »Und was macht Ihre Zeitung so bedeutend?«, fragte er.

»Erinnern Sie sich etwa an die Affäre um den Hofzeremonienmeister Leberecht von Kotze?«, fragte Scharffenstein.

»Mit dergleichen beschäftige ich mich nicht«, sagte Karl, was nicht stimmte. Er hatte die Berichte über die Orgien im Hause Hohenzollern natürlich verfolgt. Sogar Emma, die sonst selten Zeitung las, hatten die saftigen Artikel über beste Gesellschaften, die im Grunewald nackt übereinander herfielen, über Monate zu den Gazetten greifen lassen. Am Schluss hatte der hochnotpeinliche Skandal den Hofzeremonienmeister das Amt gekostet und einen Duellanten das Leben, und selbst der Kaiser persönlich war von der Affäre beschmutzt.

»So behauptet es jeder, doch am Ende lesen sie es alle«, sagte Scharf-

fenstein und bemühte sich um eine Beiläufigkeit, die seinen Stolz nur schlecht verbarg. »Ich jedenfalls habe die Affäre aufgedeckt.«

»Dann scheinen Sie sich ja sehr für Ferkeleien zu interessieren. Mich reizt so etwas nicht.« Karl wandte sich wieder dem Meer zu.

»Ach, worum es in einer Affäre geht, ist mir gleich. Aber«, sagte Scharffenstein und sog die Seeluft durch die Nase, »ich rieche den Skandal wie der Hund die Wurst.«

Sie schwiegen. Das Misstrauen kühlte Karls Neugier nun doch herunter.

Scharffenstein unterbrach ihr stummes Rauchen schließlich und erklärte, dass er von seiner Zeitung gleich für einige Monate in den Orient geschickt worden war: Kairo zunächst, dann würde man sehen. »Das Interesse an dieser Weltgegend ist nicht zuletzt dank Ihnen sehr groß. Sie sind eine Stimme, die zählt. Genau wie wir.«

»Wenn Sie das sagen.«

»Aber mit Sicherheit! Und es wäre ein schöner Einstand für meine Tätigkeit, wenn ich über unsere gemeinsame Überfahrt berichten könnte. Wäre es Ihnen recht, wenn ich Ihnen einige Fragen stelle?«

Karl zögerte. Recht war es ihm eigentlich nicht.

Wir müssen uns für einen kurzen Moment erlauben, Karl dort an der Reling allein zu lassen. Es ist nämlich an der Zeit, dass wir uns selbst einer Frage zuwenden, die sich auch der Leser bereits gestellt haben mag: Wenn es ihn doch so in Unruhe versetzt – warum eigentlich nimmt unser Karl mit seinen 57 Jahren noch die Strapazen einer solchen Reise auf sich?

Nun, tatsächlich war es so, dass nach den Jahren seines ganz außerordentlichen Ruhms auch einige von Karls Lesern begannen, nach der Wahrhaftigkeit seiner Abenteuer zu fragen. Nicht, dass es schon einen Skandal gegeben hätte. Auch eine Auseinandersetzung, wie wir sie im Speisesaal erlebt haben, war ihm bis dahin erspart geblieben. Höchstens äußerte ein Leser Zweifel einmal in der eigenen Stube, und selbst dort fand sich jederzeit einer, der den großen May verteidigte. Noch hatten die Skeptiker keine Stimme, die laut genug gewesen wäre, gehört zu werden. Und so war Karl tagsüber ein

geachteter Mann, den öffentlich höchstens einmal der Vorwurf traf, dass seine Reiseberichte zu blutrünstig geraten waren. Des Nachts aber schreckte er aus dem Schlaf, und die Dunkelheit raunte ihm zu, dass es nicht mehr lange dauern könne, bis der Schwindel aufflog: Irgendwann würde man ihn öffentlich anklagen, irgendwann würde eine Zeitung alles aufdecken, und dann drohte die Nacht – wehe!

Befragte Karl sich selbst nach dem Grund der Reise, so nannte er sich stets die Suche nach Inspiration, nach neuen Sujets für seine Bücher – und tatsächlich leuchtete lang schon eine helle Neugierde auf den Orient in ihm. Auch besaß er nun erst die Mittel, eine solche Reise zu unternehmen, die er durchaus schon 30 Jahre früher getan hätte. Nur manchmal in der Nacht jedoch, vom Schlaf im Stich gelassen, gestand Karl sich ein, welches die größte Kraft war, die ihn nun über den Ozean trieb: die Angst vor Entdeckung. Er war auf diese Reise gegangen, um das Publikum wissen zu lassen, dass er auf Reisen war. Seine Briefe aus der Ferne, seine Postkarten aus dem Orient sollten alle Zweifel knebeln, noch bevor sie laut wurden, sie sollten boshafte Anwürfe entkräften, noch bevor sie ihn ruinieren konnten. Karl May, so muss man es sagen, reiste um sein Leben. Denn was passieren würde, wenn Hunderttausende Leser, von der Wahrheit über ihren Helden enttäuscht, sich plötzlich gegen diesen wandten – das wagte nicht einmal die dunkelste Nacht ihm auszumalen.

An der Reling des Sonnendecks überlegte Karl daher gründlich, was von diesem Redakteur wohl zu halten sei. Die Tiefen der Nacht hatten ihn stets vor den Gefahren gewarnt, die allzu schneidige Nachfragen der Presse bedeuteten. Die Eitelkeit jedoch, die Karl bei Tag meist befiel, spiegelte sich mit Wonne in den Abertausenden Lesern, die jeder Artikel bedeutete. Und der Bericht eines vertrauenswürdigen Zeugen, dachte Karl, würde doch seine Reise in den Orient umso vieles besser beglaubigen als jeder Brief, den er selbst erst von dort schreiben müsste.

Er ließ also die Vorsicht fahren, und Scharffenstein durfte ihm Fragen stellen: wie es Ben Nil gehe, ob Hadschi Halef Omar heut schon Enkel habe und ob es nicht gefährlich sei, nun bald nach dem

Sudan zu reiten, wo doch die dortigen Sklavenhändler Karl einst Rache geschworen hätten. Scharffenstein kannte sie alle, jedes von Karls Abenteuern, jeden seiner Gefährten. Und Karl, geschmeichelt, dachte bald, dass dies nun einmal ein Reporter war, der sein Handwerk verstand, und wurde umso zugewandter, je länger das Gespräch dauerte.

»Und wie nur haben Sie alle Ihre erstaunlichen Fähigkeiten erworben?«, fragte Scharffenstein bald.

»Fleiß und Begabung, ein gutes Gedächtnis. Demut vor Gott und Dankbarkeit, dass er sie mir geschenkt hat.«

Scharffenstein schrieb noch und sah Karl gar nicht an, als er fragte: »Aber Sie können verstehen, dass es Leute gibt, denen Ihr Können vielleicht etwas zu erstaunlich scheint?«

»Was meinen Sie?«

»Dass es Leute gibt, die Ihre Abenteuer nicht glauben mögen.«

Karls Misstrauen zog wieder auf. »Gehören Sie etwa doch zu denen?«, fragte er.

»Zu welchen?«

»Zu denen, die sich in der Ecke des Salons zusammenrotten und Lügen über mich verbreiten.«

»Ich rotte mich in keiner Ecke zusammen«, sagte Scharffenstein fest.

Karl, nun doch unsicher in seinem Urteil über die Vortrefflichkeit dieses Reporters, rang sich zu einer Antwort durch. »Also schön«, sagte er. »Ja, ich verstehe es, weil diese Menschen zu gewöhnlich sind, um Außergewöhnliches zu begreifen.«

Scharffenstein schrieb und schwieg.

»Wenn man diese Leute aber nun überzeugen wollte. Etwa, indem man ihnen Ihre Fertigkeiten erklärte: Würde das nicht helfen?«

»Mit Sicherheit!«

»Wenn ich also zum Beispiel fragen darf«, sagte Scharffenstein, »wie haben Sie Ihre Sprachkenntnisse erworben?«

»Intensives Studium ist nötig«, sagte er. »Aber eine Sprache lerne ich so in wenigen Tagen.«

»In wie vielen? Fünf?«

»Zehn werden es schon sein.«

Scharffenstein notierte das und sagte dann: »Also 700 Sprachen mal zehn Tage, das sind 7.000 Tage, das sind gut 19 Jahre, die Sie nur mit Sprachenlernen zugebracht haben.«

»So wird es sein.«

»Dazu das Studium der Medizin, der Astronomie, Meteorologie und all der anderen Dinge, die Sie beherrschen.«

»Vieles habe ich gleichzeitig studiert, und promoviert wurde ich mit 23.«

»Und dann die anderen Kenntnisse: das Reiten, das Schießen ...«

»Das hat man schnell gelernt.«

»Die meisten Menschen brauchen dafür Jahre!«

»Die meisten Menschen lernen ihr Lebtag aber auch nichts anderes als Kartoffelnkauen«, sagte Karl.

»Und dann haben Sie ungefähr 30 Bücher geschrieben.«

»Mehr sind es!«

»Wie lange brauchen Sie für das Abfassen eines Bandes? Einige Monate?«

»Drei vielleicht.«

»Das wären dann noch einmal mehr als sieben Jahre.«

»Worauf wollen Sie denn nun hinaus?«

»Ich frage mich: Wie haben Sie das alles nur geschafft?«

»Wenn man sich ein wenig bemüht, hat der Tag erstaunlich viele Stunden.«

»Gut. Sie haben außerdem geheiratet, schreiben für Zeitschriften und beantworten Ihre Leserpost. Da sind 57 Jahre Lebenszeit schnell gefüllt.«

»Durchaus.«

»Aber wann haben Sie es nur geschafft, auch noch jahrelange Reisen zu unternehmen?«

Karl sah ihn scharf an.

Tagelang,
dachte er,

waren wir miteinander geritten, doch nun zeigte unser vermeintlicher Gefährte sein wahres Gesicht. Ich hatte unserem Führer von Anfang an nicht getraut und war nicht überrascht, nun in seinen Pistolenlauf zu blicken.

»Also sind Sie doch einer von denen«, sagte Karl.

»Ich bin keiner von irgendwelchen. Bloß ein ehrbarer Schreiberling, der der Wahrheit verpflichtet ist.«

»Ein kleingeistiger Buchhalter sind Sie. Natürlich habe ich all diese Dinge auch auf meinen Reisen erledigt. Heute Morgen erst habe ich 50 Seiten geschrieben!«

»Ich bin doch ganz auf Ihrer Seite.« Demonstrativ schrieb Scharffenstein »auf Reisen erledigt« in sein Notizbuch und zeigte es Karl. »Ich möchte Ihnen doch beistehen gegen Ihre Kritiker.«

»Die Wahrheit braucht keinen Beistand.«

»Aber Sie vielleicht.«

Ängstlich sah Halef mich an.

»Sidi«, flüsterte er, »wir müssen ihm entkommen.«

»Ich habe gegen Komantschen gekämpft«, sagte Karl, »die Pest überlebt und mehrmals fast das Leben gelassen. Da können mich einige Herren nicht schrecken, die die Wahrheit nicht glauben, weil sie ihre Vorstellungskraft übersteigt.«

»Ja, aber bedenken Sie: Die öffentliche Meinung ist ein Vogelschwarm. Schnell wechselt sie die Richtung, wenn nur wenige voranfliegen.«

»Aber nicht, wenn bloß einige Geier durcheinanderflattern.«

Scharffenstein blätterte wieder in seinem Notizbuch und murmelte: »So wenige sind es gar nicht ... Ah!« Er hatte gefunden, wonach er gesucht hatte. »Ein Herr aus Bayreuth etwa sagte gestern am Mittagstisch: »Dieser May lügt doch schon, wenn der Steward ihn fragt, was er gern als Nachspeise hätte.««

Scharffenstein hielt seinen Stift auf das Papier und wartete, dass Karl darauf etwas sagte.

»Wollen Sie das etwa aufschreiben?«, fragte Karl.

»Wenn Ihre Antwort gut ist.«